

Gespräch /Interview mit Professor Dr. Wolfram Kurz

Vorbemerkungen. Der Text des nun folgenden langen Gesprächs zwischen Univ.-Prof. Dr. theol. Wolfram K. Kurz, (Jg. 1943), Leiter des Logotherapie-Institutes in Tübingen, und Dr. phil. Otto Zsok, (Jg. 1957), Leiter des Logotherapie-Instituts in Fürstfeldbruck, wurde veröffentlicht in einem Buch von Otto Zsok, **EIN LOGOTHERAPEUTISCHES QUARTETT. Viktor E. Frankl und vier seiner Schüler. Uwe Böschmeyer, Walter Böckmann, Elisabeth Lukas und Wolfram K. Kurz.** München: Edition Logos und Ethos, Mai 2013. Dieses Buch wurde insbesondere Herrn Prof. Wolfram Kurz zum 70. Geburtstag gewidmet, außerdem allen Logotherapeutinnen und Logotherapeuten im deutschen Sprachraum. – Der Stand des folgenden Interview-Textes ist der 18. Juni 2007. Einfügungen in eckigen Klammern [...] stammen von Otto Zsok.

ZSOK: Lieber Herr Prof. Kurz, Sie zählen zu den wichtigsten Vertretern der Logotherapie in Deutschland. Jedenfalls sehe ich Sie innerhalb des »logotherapeutischen Quartetts«, wie ich die vier ersten Institutsgründer nennen möchte. Ich würde Sie gerne einiges zu Ihrem Leben, vorrangig zu ihrer beruflichen und logotherapeutischen Laufbahn fragen. Vorweg aber vielleicht dies: Irgendwann tritt ein jeder Mensch – von wo auch immer – in diese physisch-sinnliche Welt durch Geburt ein. Erzählen Sie mir über Ihre Eltern, Ihre Kindheit und was Sie aus jener frühen Zeit gerne erzählen und der Nachwelt weitergeben möchten.

KURZ: Die ersten sechs Jahre meines Lebens von 1943-49 habe ich, lieber Herr Zsok, bis auf wenige Einzelheiten in sehr guter Erinnerung. Meine Eltern stammen beide aus Nürnberg. Wie Sie wissen, wurde die Stadt der Reichsparteitage gründlich bombardiert. Deshalb sind meine Eltern in ein kleines Dorf im Osten Bayerns gezogen, ganz in der Nähe von Salzburg auf deutscher Seite. Es heißt Fridolfing. Die bäuerliche Landschaft um den Waginger See herum empfinde ich heute noch als meine Heimat. Es ist ein unspektakulärer Landstrich. Vom Fremdenverkehr weitgehend verschont. Im Vordergrund Wiesen, Wälder, Seen, Getreidefelder bis an den Horizont und mitten darin immer wieder stattliche Gehöfte. Im Hintergrund die grandiose Alpenkette. Diese Landschaft übt auf mich einen geradezu magischen Einfluss aus. Wahrscheinlich ist es die Magie des ersten Mals: Dort habe ich eben zum ersten Mal Sonnenschein, Regen, Schnee, Hitze und Kälte, den Duft frisch gemähter Wiesen und die Sterne gesehen. Die ersten Jahre waren für mich zauberhafte Jahre.

ZSOK: Wie lange haben Sie denn in dieser zauberhaften Landschaft gelebt?

Nun, ich wurde dort noch eingeschult. Das war 1949. Mit der Schule kam der erste große Bruch. Meine Wege führten nun nicht mehr nur durch Wiesen, Wälder und Felder. Sie führten jetzt in eine Dorfschule. Eigentlich hat mich an dieser Schule fast alles abgestoßen: erstens die Disziplin. Zweitens der Geruch: dieses merkwürdige Duftgemisch aus Urin ungepflegter Toiletten und Kinderschweiß. Und drittens die Didaktik.

ZSOK: Wie bitte, hatten Sie damals schon didaktische Vorstellungen?

KURZ: Nein, Herr Zsok, natürlich nicht. Aber was ich erlebt habe, war mir zuwider. Und natürlich muss sich gerechterweise sagen, dass meine Lehrerin, die unvergessliche Frau Stiegelwanger, uns durchaus durchdacht Schreiben und Lesen beizubringen versucht hat. Aber ihre Methode ging an meinen Interessen völlig vorbei. Auch wenn ich damals noch nicht gewusst habe, was ein Irrenhaus ist, so habe ich mich doch wie in einem Irrenhaus gefühlt.

ZSOK: Jetzt bin ich aber neugierig geworden. Was war denn da so fürchterlich?

KURZ: Um dies nachzuvollziehen, lieber Herr Zsok, muss man den bayerischen Dialekt verstehen und wissen, was ein „Hackelstecka“ ist. Nun, das ist, gut deutsch, ein Spazierstock. Und anhand zweier Zeichen, von denen Frau Stiegelwanger – Gott hab’ sie selig – wusste, dass wir sie kannten, hat sie uns das Schreiben beigebracht: anhand von Kreis und „Hackelstecka“. Und das ging so: Malt einmal auf eure Tafel einen umgekehrten Hackelstecka und setzt einen Punkt darüber. Was ist das? Ein i. Malt einmal einen Hackelstecka ohne Punkt

und setzt noch einen Hackelstecka daran! Was ist das? Ein „u“. Malt einmal einen aufgerichteten Hackelstecka und noch einen daran. Was wird das? Ein „n“. Und noch einen daran. Ein „m.“ Malt mal einen umgekehrten Hackelstecka und noch einen daran! Was wird das? Ein „u“. Malt mal einen Kreis und daran einen Hackelstecka! Was wird das? Ein „a“. Und so ging das weiter und weiter.

ZSOK: *Aber, Herr Kurz, das ist doch eine wunderbare Methode. Durchaus durchdacht, will es mir scheinen. Die Lehrerin hatte doch die Gabe, unsere komplexe Schrift auf einfache Elemente zurückzuführen und so jedem Kind den Weg vom Einfachen, Bekannten zum Schwierigen zu führen.*

KURZ: Ja, Herr Zsok, da haben Sie durchaus Recht. Darüber habe ich auch nachgedacht. Aber nicht jede Methode ist für jedes Kind die richtige. Für mich war dieser Einstieg in die „Wissenschaft“, um das ein wenig pathetisch auszudrücken, absolut falsch.

ZSOK: *Welcher Einstieg wäre denn für Sie richtig gewesen?*

KURZ: Zunächst müssen Sie sich Folgendes vorstellen. Sechs Jahre lang bin ich durch die Natur gewandert. Bin in Tümpel gefallen. Bin auf Bäume geklettert. Habe Blumen und Tiere bewundert. Habe aus Ton, den es dort in der Ziegelei in Hülle und Fülle gab, Figuren geformt. Und nun saß ich mit meiner armen Mutter am Tisch und habe Hunderte von Hackelstecka in allen Variationen auf eine Schiefertafel gemalt. Das war für mich mehr als langweilig. Und ich habe meinen Vater voll verstanden, der mir kurz vor Schulbeginn die Ankündigung machte: Jetzt beginnt der Ernst des Lebens.

ZSOK: *Ja, ja, schon, aber Sie mussten doch Lesen und Schreiben lernen! Was hätte die arme Frau Stiegelwanger denn sonst machen sollen?*

KURZ: Im Grunde wäre es ganz einfach gewesen. Frau Stiegelwanger hätte nur etwas mitbringen müssen, was mich interessierte: eine Pflanze z.B., ein Tier oder ein bäuerliches Instrument, eine Sense z.B., um anhand konkreter Dinge den Sinn des Schreibens und Lesens einsichtig zu machen. Ich hätte ihr die „Hackelstecka-Methode“ wahrscheinlich sofort abgenommen. Das Problem war der von mir sehr schmerzlich empfundene Bruch zwischen dem äußerst spannenden Leben draußen und dem äußerst langweiligen Leben in der Schule. Das Kind, das ich war, war auf das Erlebnis des Zusammenhangs angewiesen.

ZSOK: *Da fällt mir gerade ein: Sinn ist ja nur in Sinnzusammenhängen zu entdecken. Vielleicht sind da Ihre logotherapeutischen Wurzeln zu suchen?*

KURZ: Das ist ein kluger Hinweis. Ich habe das noch nicht so gesehen. Aber vielleicht haben Sie durchaus Recht, Herr Zsok.

ZSOK: *Weil wir uns gerade mit pädagogischen Fragen befassen – welche pädagogische Einsicht ist Ihnen besonders wichtig geworden?*

KURZ: Wir alle sind, lieber Herr Zsok, um es einmal abstrakt zu formulieren: Artisten in der Rekonstruktion des Negativen. Damit meine ich eine Tendenz, die im Begriff der Problemorientierung auf den Begriff kommt. Das Prinzip „Wahrnehmung des Negativen“ und „Negation des Negativen“ spielt in diesem Zusammenhang eine wichtige Rolle. Schauen Sie auf die große Literatur: Die gekonnte Darstellung des Scheiterns, des Misslingens, des Kaputtgehens steht häufig im Zentrum des Interesses. Die Darstellung gelingenden Lebens ist nicht selten in den Kitsch ausgewandert. Schauen Sie auf die Welt des modernen Theaters: Das gleiche Bild. Werfen Sie einen Blick in die Welt der Medizin. Wir sind unglaublich stark in der Diagnose. Was aber ist Diagnose anderes als Suche und Entdeckung von Krankheiten? Wenn einer von sich behauptet, er sei völlig gesund, der gewitzte Arzt wird ihm sagen: Sie sind noch nicht sorgfältig genug untersucht worden. Und wir wissen alle: In der Diagnose ist die Medizin erstaunlich stark. In der Therapie sehr viel weniger. Oder werfen Sie einen Blick in die Medienlandschaft. Worüber wird vorzugsweise berichtet: über Katastrophen, ausgesuchte Unglücksfälle, Kriminalität in allen scheußlichen Varianten? Und was die Welt des Films angeht, abgesehen von mehr oder weniger seichten Unterhaltungstreifen, gibt es eine Fülle von Filmen,

die das Leben eben unter dem Aspekt des Kaputtgehens, des Misslingens, des Scheiterns darstellen.

ZSOK: *Dem würde ich zustimmen. Aber ich kenne mindestens eine Ausnahme in der Kunst, wo nicht das Negative, sondern das Gelungene, das Harmonische, das Schöngute – nicht dargestellt, sondern – für das tiefere Gefühl zugänglich wird. Ich meine die große abendländische Musik, von der Gregorianik über Bach, Haydn, Mozart, Beethoven und vielleicht bis Antonin Dvořák. Das sind immerhin 1000 Jahre, in denen die Substanz des Homo humanus und des Menschen Öffnung auf die Transzendenz hin in vielen wundervollen Variationen durchmusiziert wird.*

KURZ: Danke, dass Sie mich darauf hinweisen, das hatte ich, in der Tat, nicht vor Augen gehabt bei meinen vorherigen Ausführungen. Aber Sie haben Recht: die große, die inspirierte Musik lässt uns erfühlen, wie ein vielleicht vollkommenes Menschsein ist.

ZSOK: *Kommen wir noch auf Ihre zuvor formulierten Gedanken zurück. Also, wenn Sie damit, mit der Tendenz der Rekonstruktion des Negativen, eine Tendenz unserer Gesellschaft andeuten, dann kann ich Ihnen, wie gesagt, sicherlich zustimmen. Aber, was ich nicht begreife: Was hat das alles mit Pädagogik zu tun?*

KURZ: Auch Lehrerinnen und Lehrer werden vom Geist der Zeit beeinflusst. Auch sie sind u.U. einseitig problemorientiert, d.h. sie sind hochtrainiert, das Negative an ihren Schülerinnen und Schülern wahrzunehmen: den Fehler. Das, was noch nicht „klappt“. Das Lernziel, das nicht erreicht wurde. Die Kompetenz, über die jemand noch immer nicht verfügt. Symbol für all das ist die rote Tinte. Und natürlich ist die Wahrnehmung dessen, was noch nicht der Fall ist, aber sinnvollerweise der Fall sein sollte, wichtig. Gefährlich wird es, wenn diese Wahrnehmung nicht ausbalanciert wird durch die Wahrnehmung und Rückspiegelung dessen, was gut ist, was in Ordnung ist, was gelungen ist. Lehrer und Lehrerinnen sollen hochtrainierte Spezialisten in der Wahrnehmung auch der kleinen und kleinsten Lernfortschritte sein. Und natürlich zusätzlich in der Kunst geübt sein, die Wahrnehmung des Gelungenen dem Kind zurückzuspiegeln. Ein Kind, das dies erlebt, wird ermutigt und nachhaltig motiviert, zu lernen und sich weiter zu entwickeln.

ZSOK: *Sie haben meine volle Zustimmung, Herr Professor Kurz, nur statt „hochtrainierte Spezialisten“ würde ich, nach meinem Sprachgefühl, viel lieber von „hohe seelische Sensibilität“ sprechen. Auch ich hatte meine Lehrer und von denjenigen wurde ich nachhaltig positiv geprägt, die für uns Kinder oder Jugendliche „eine Seele“ hatten. Verstehen Sie, was ich meine?*

KURZ: Durchaus Herr Zsok, durchaus. Und ich empfinde Ihren Vorschlag am Platz.

ZSOK: *Das freut mich. Im Übrigen, das, was Sie zuvor gesagt haben, erinnert mich irgendwie an Prinzipien der psychotherapeutischen Intervention: Um die Problematik eines Patienten zu verstehen, muss man problemorientiert vorgehen. Um einem Patienten zu helfen, mit seiner Problematik fertig zu werden, muss man ressourcenorientiert vorgehen.*

KURZ: Das ist ein ausgezeichnete Hinweis und zeigt Ihre Fähigkeit, vernetzt zu denken. Die besonderen Fähigkeiten, die spezifischen Interessen, die je eigene Art eines Kindes, sich die Welt zu erschließen, präzise wahrzunehmen, ist eine fundamentale Kompetenz des Pädagogen. Diese Kompetenz sollte jeder Pädagoge entwickeln und die Fähigkeit, dies dem Kind in kindgemäßer Form auch zu sagen. Auf diese Art entsteht ein pädagogischer Bezug, der von wechselseitiger Wertschätzung getragen wird. Und damit wird einem Grundbedürfnis jedes Menschen entsprochen, – also einem Bedürfnis, das alle Menschen haben –, nämlich dem Bedürfnis, das je eigene Selbstwertgefühl zumindest zu erhalten, wenn möglich zu erhöhen. Und Sie haben völlig Recht, Ressourcenorientierung ist eine Grundaufgabe der Pädagogik.

ZSOK: *Wenn Sie so auf der Kunst der Wahrnehmung des Gelingens insistieren, dann werden Sie nicht selten den Vorwurf hören, Sie verpassten dem Menschen eine rosarote Brille. Schließlich ist die Welt nun einmal voller Probleme, angefangen von den epochaltypischen*

Schlüsselp Problemen – Pluralisierung, Militarismus, Nord-Süd-Gefälle, Rechtsradikalismus – bis hin zu den individuellen Problemen des einzelnen Menschen.

KURZ: Da haben Sie völlig recht. Dieser Vorwurf steht im Raum. Aber ich denke, er ist zu entkräften. Denn, wenn wir wollen, dass Menschen diejenigen Probleme, die lösbar sind, auch lösen und diejenigen, die nicht lösbar sind, gelassener tragen, dann benötigen sie Kraft, psychische Kraft. Ein Mensch, der sein Leben vorrangig als ein einziges großes Problem wahrnimmt, das es zu lösen gilt, wird entvitalisiert. Die einseitige Wahrnehmung des Negativen zehrt. Sie raubt Energie. Aus diesem Grunde ist Problemorientierung durch – logotherapeutisch gesprochen – Sinnorientierung auszubalancieren. Im Prinzip handelt es sich um ein psychologisch-psychohygienisches Argument: Nur derjenige, der sein Leben unter dem Aspekt des Glückens, unter dem Aspekt des Schönen, des Reizvollen in vitaler Weise wahrnehmen kann, entwickelt auch die Energie, sich an den Problemen der großen Welt in seiner kleinen Welt zu beteiligen. Und entwickelt die Vitalität, die Probleme seiner kleinen Welt immer wieder lösen, sofern sie lösbar sind und zu tragen, sofern sie nicht lösbar sind.

ZSOK: *Die Kunst, das Leben unter dem Aspekt des Glückens wahrzunehmen! Ja, ist das nicht ein schöner Traum? Und was kann der Lehrer im Umgang mit dem Schüler dafür tun?*

KURZ: Natürlich, Kunst ist ein großes Wort. Glück ist ein großes Wort. Wir sollten bescheiden sein. Vielleicht hilft der japanische Vers weiter, den ich sehr liebe. Im deutschen lautet das Haiku, auf das ich anspiele:

„Wenn ich aufmerksam schaue,

Seh' ich die Nazuna

An der Hecke blühen!“

Die Nazuna ist eine sehr kleine Blüte, violett, unscheinbar, dennoch wunderschön, versteckt in einer Hecke. Wer sie wahrnehmen will, muss achtsam sein. Darum geht es: auch im so genannten grauen Alltag die Fülle der so genannten Kleinigkeiten wahrzunehmen, die das jeweilige Leben als gut, als reizvoll, als glückend erleben lassen.

ZSOK: *Ich denke, dass diese Einsicht auch in der Psychotherapie eine Rolle spielt. Und nur nebenbei, gerade nehme ich wahr, dass wir ein ganz spannendes Gespräch miteinander führen. Wie Sie sehen, bin schon dabei meine Wahrnehmung gemäß Ihrem Ansatz zu schulen.*

KURZ: Danke, danke. Herr Zsok, ich denke, dass diese Einsicht im Rahmen psychotherapeutischer Intervention sogar eine sehr große Rolle spielt. Denn auch Patienten sind nicht selten einseitig problemorientiert. Die Fähigkeit, ihr Leben auch unter dem Aspekt des Glückens wahrzunehmen, ist häufig eingeschränkt oder verschüttet. Die Fähigkeit, sich selbst als jemanden wahrzunehmen, der vieles kann, der schon viel geleistet hat, der so manches Problem gelöst, schwierige Lebensphasen gemeistert hat, ist vielen abhanden gekommen. Deshalb ist es auf Seiten des Therapeuten wichtig, gleichsam mit zwei Ohren zu hören: Die Passionsgeschichte einerseits. Aber auch das, was trotz allem in Ordnung ist, gut ist, gelungen ist; und dies bewusst zu machen.

ZSOK: *Um diesen Prozess der Bewusstmachung nachhaltig zu gestalten, kann man den Patienten sicherlich auch eine entsprechende Aufgabe stellen.*

KURZ: Ich tue das gerne, indem ich so formuliere: „Sie haben mir nun ausführlich ihre problematische Lebenssituation geschildert. Eine Reihe von Einzelproblemen spielen da eine Rolle und spielen ineinander. Mit jedem dieser Probleme werden wir uns nachdrücklich befassen. Genauso wichtig aber ist es, dass Sie entdecken, was in Ihrem Leben gut gelaufen ist.“ Die Wahrnehmung gelingenden Lebens vitalisiert. Vitalität ist in sich gut. Sie ist aber auch funktional und nötig, um mit einer schwierigen Lebenssituation konstruktiv umzugehen.

ZSOK: *Nun, wenn Sie erlauben, kommen wir zurück zu Ihrer Biographie: Sie sind nicht Ihr ganzes Leben in Oberbayern geblieben. Wie ging es denn weiter?*

KURZ: Nein, der Weg war vielfältig und nicht selten holprig. Das hing im Wesentlichen damit zusammen, dass mein Vater eine sechsköpfige Familie zu ernähren hatte und das betrieb,

was man heute Jobhopping nennt. Er war Ingenieur und Dipl.-Volkswirt, leistungsorientiert, aufstiegsorientiert. Und er wollte sich etwas leisten. Deshalb hat er, wenn sich die Gelegenheit bot, immer wieder neue, alternative Stellungen angenommen und Karriere in der Industrie gemacht. Deshalb habe ich die Schulen immer wieder gewechselt. Die Stationen waren, einmal abgesehen von meinem Geburtsort, Rosenheim, München, Nürnberg, Dortmund, Düsseldorf.

ZSOK: *Ganz schön viel. Der permanente Wechsel war sicher nicht einfach für Sie. Aber alles im Leben hat zwei Seiten. Wo viel Schatten ist, ist auch viel Licht. Könnte das hier stimmen?*

KURZ: Ja, da haben Sie völlig Recht. Der Wechsel war schwierig. Meine eigenen Kinder, Michael und Benjamin, waren im Kindergarten: in Tübingen. In der Grundschule: in Tübingen. Im Gymnasium: in Tübingen. Studiert haben sie – Gott sei Dank – nicht nur in Tübingen, vielmehr auch an anderen Orten und im Ausland. Und vielleicht ist es generell so: Wenn man irgendwo wirklich verwurzelt ist, dann wagt man sich auch weit in die Welt hinaus. Ich bewundere es, wenn sich junge Menschen ganz selbstverständlich in der ganzen Welt bewegen. Aber Sie wollten wissen, ob der von mir angedeutete schmerzhafteste Wechsel auch eine Lichtseite hatte. Und ich denke, das ist der Fall. Vielleicht kann ich bestimmte Zeiten meines Lebens deutlicher erinnern, weil sie mit jeweils anderen Städten verbunden sind. Es kommt mir so vor, als sei meine Erinnerung im Blick auf die frühen Epochen meines Lebens besonders trennscharf. Eben weil ich besondere Erlebnisse mit jeweils besonderen Orten verbinde. Irgendjemand hat neulich ein Buch unter dem Motto veröffentlicht: „Wir sind Erinnerung“. Nun, ich bin nicht sicher, ob man so einseitig formulieren sollte, ob man die Essenz menschlichen Lebens im Begriff der Erinnerung auf den Begriff bringen kann. Aber dass Erinnerung ein wesentlicher Aspekt menschlichen Lebens ist, ist sicher.

ZSOK: *Sie sprechen von Trennschärfe Ihrer Erinnerung im Blick auf die verschiedenen Orte, an denen Sie in Ihrer Kindheit und Jugend gelebt haben. Welche Erinnerungen verbinden Sie denn mit diesen Orten?*

KURZ: Da wäre natürlich sehr viel zu erzählen. Aber vielleicht ist es möglich, jeweils ein Erlebnis einem Ort zuzuordnen. Nürnberg war die erste Stadt, die ich erlebt habe. Ich erinnere mich an die unendlich lange Fahrt mit meinen Eltern von Fridolfing nach Nürnberg in einem Dritte-Klasse-Abteil. Auf hölzernen Sitzbänken. In einem Zug mit teilweise zerschossenen Fenstern. Nachkriegszeit. Und dann der erste Schritt aus dem Bahnhof. Die Stadt lag vor mir. Was sage ich: Ein grandioses Trümmerfeld lag vor mir. Es war ein heißer Tag. Es war ein schöner, ein heiterer Tag. Der Kontrast zwischen der Heiterkeit dieses Tages und der Hässlichkeit dieser zermalnten Stadt schuf eine schwer zu beschreibende Atmosphäre. Eine gewissermaßen unwirkliche Atmosphäre. Ich war damals sieben Jahre alt.

ZSOK: *Was verbinden Sie sonst mit dieser Stadt?*

KURZ: Nun, erst in Nürnberg lernte ich meine Großeltern väterlicherseits kennen. Flaschner war der Vater meines Vaters. Fabrikarbeiter. An ihm habe ich zum ersten Mal erfahren, was es heißt, Arbeiter zu sein. Morgens um sieben die kleine Wohnung mit einem Henkelmann zu verlassen und abends um sieben abgerackert nach Hause zu kommen. Was es heißt: wenig zu verdienen. Nur das Nötigste zu haben. Was es heißt: sich an einer Maschine zu verbrauchen. Nie werde ich vergessen, wie es mit diesem Großvater zu Ende ging. Sein Lebtage war er ein großer, ein kräftiger, ein starker Mann. Am Ende hat ihn der Krebs ausgemergelt. Er saß stumpf in seiner Küche und wurde immer weniger und weniger. Das einzige, was blieb, waren seine Hände. Diese riesengroßen, gewaltigen Hände eines Arbeiters. Sie wollten nicht schrumpfen. Zuletzt hingen sie wie verloren an einem ausgemergelten Körper. Den letzten Händedruck spüre ich noch heute.

ZSOK: *Sie waren ja in Ihren frühen Berufsjahren Pfarrer in einer Bergarbeitergemeinde. Da ich Sie am 11./12. April 1987 im Logotherapiekurs in Fürstfeldbruck das erste Mal als so einen richtigen Vollblutakademiker wahrgenommen habe, würde ich hier gerne die Frage stellen: Haben Sie, geschätzter Herr Kurz, eine besondere Affinität zur Arbeiterschicht?*

KURZ: Ich mag Menschen aus allen Schichten. Eine besondere Affinität zu einer spezifischen Schicht habe ich nicht. Der andere Großvater war Kaufmann. Hopfenkaufmann. Er kam aus einer anderen sozialen Nische. Vielleicht sage ich gleich noch etwas zu ihm. Aber eines ist sicher: Im Pfarramt standen mir alle Türen offen. Und ich denke: Es macht den besonderen Reiz dieses Amtes aus, dass man Zugang zu allen hat. Zu Angehörigen jeder Schicht. Zu den Armen und Ärmsten. Zu den Reichen und u. U. auch zu den sehr Reichen. Zu den relativ Wirkungslosen, aber auch zu den Einflussreichen. Zu den Jungen und Alten. Der Reiz dieses Amtes hängt zum Teil auch daran, dass man in ihm die Fülle des Lebens, die unglaubliche Fülle der Lebensmöglichkeiten kennen lernt.

Aber vielleicht noch zwei Sätze zu den anderen Großeltern. Ich hatte zu ihnen eine besondere Beziehung, weil sie mich mochten. Da wäre natürlich vieles zu berichten, was vornehmlich privater Natur ist und nicht von allgemeinem Interesse. Aber eines ist vielleicht doch interessant: ihr Umgang mit dem Verlust ihrer Stadt. Dem Verlust einer der schönsten Städte Deutschlands. Meine Großeltern mütterlicherseits haben von ihrer Jugend an bis ins hohe Alter in Nürnberg gelebt. Sie haben diese Stadt nur selten verlassen. Und wenn, dann immer nur kurzfristig. Als sie völlig zerstört war, haben sie bis zu ihrem Ende um diese, ihre Stadt – das alte Nürnberg – getrauert. Das, was wir heute zwischen den vier Türmen der alten Stadt sehen, ist nur ein schwacher Abglanz dessen, was Nürnberg einmal war. Aber wie haben diese Menschen ihre Trauer bewältigt? Ganz offensichtlich durch präzise, durch vitalisierende Erinnerungen. Sie haben über die zerstörte Stadt die Erinnerung der alten Stadt gelegt. Wie oft ist mein Großvater, als ich Grundschulkind war, mit mir durch das verwüstete Nürnberg gewandert. Und alle paar Schritte hat er mir von Häusern und Straßen und Plätzen erzählt, die da einmal waren. Und dann hat er mir erzählt, wie das Leben war, an diesem Platz, am Hopfenmarkt z.B., an dem sich sein berufliches Leben abspielte. Und plötzlich waren die Plätze, Häuser und Straßen wieder da und das Leben, wie es war. Das erinnert mich an den Satz Franks: Ein Schicksal, das äußerlich nicht mehr zu bewältigen ist, kann immer noch innerlich bewältigt werden. Das Prinzip ist: Imagination des Kontrafaktischen als Überlebenskraft. Darin zeigt sich auch etwas von dem, was Frankl die „Trotzmacht des Geistes“ genannt hat.

ZSOK: *Soviel ich weiß, hat man das alte Nürnberg so gut man konnte, wieder aufgebaut. Mit der Stadt verbinden mich auch manche Erinnerungen, da ich mit meinen Eltern und Geschwistern bei der Einwanderung in die damals alte BRD in Nürnberg angekommen sind und dort einige Tage gewohnt haben. Das war Ende Oktober 1981 und für mich war die Stadt sehr schön. Aber zurück zu Ihnen, weil Sie das auch besser beurteilen können: Kann es nicht reizvoll sein, alte Architektur mit moderner Architektur zu paaren?*

KURZ: Wenn Sie von Innenarchitektur reden, Herr Zsok, kann ich Ihnen zustimmen. Ich selbst habe einen gewissen Hang zum Minimalismus. Die klaren Linien japanischer Räume, lichtdurchflutet, konzentriert auf einige wenige Gegenstände, vielleicht nur auf einen einzigen Gegenstand: eine Keramik z.B. üben auf mich einen besonderen Zauber aus.

Und ebenso empfinde ich einen modern eingerichteten Raum in Europa, in dem ein einziges, jahrhundertealtes Möbelstück steht, sehr reizvoll: gleichsam als innenarchitektonisches Kontrasterlebnis. Und Sinn-Erlebnisse sind nicht selten Kontrasterlebnisse. Aber was die Außenarchitektur angeht, empfinde ich anders. Laufen Sie einmal durch die Gassen Nürnbergs unterhalb der Burg. Eine Zeile mittelalterlicher Häuser wird plötzlich unterbrochen. Neue Häuser hat man in die ausgebombten Lücken gesetzt. Sie wirken kalt. Sie wirken wie kariöse Zähne, die man künstlich gestopft hat. Der Schmelz ist dahin.

ZSOK: *Das habe ich auch in anderen Städten so wahrgenommen. Aber, ... könnte es nicht sein, dass Sie, lieber Herr Kurz, was Architektur angeht, ein Romantiker sind?*

KURZ: Nun, Herr Zsok, was Architektur angeht, so bin ich sicher ein Laie. Aber in den Städten und in den Häusern der Städte wohnen, ganz überwiegend – da werden Sie mir zustimmen – nicht Architekten, sondern Laien wie Sie und ich. Und aus diesem Grunde kommt es diesbezüglich nicht auf die Architekten, sondern auf die Laien an. Und ich denke und fühle, dass

mittelalterliche Architektur – übrigens auch andere Architektur, Renaissancearchitektur z.B. – etwas leistet, was moderne Architektur nur selten leistet: Sie ist – im besten Sinne des Wortes – human. Menschlich. Den Bedürfnissen der Menschen angemessen.

ZSOK: *Im Grunde fühle ich wie Sie. Aber es ist mir nicht völlig klar, worin Sie die Humanität der mittelalterlichen Architektur sehen.*

KURZ: Zunächst, ganz naiv gesprochen, rein phänomenologisch argumentiert, könnte man sagen: In einer mittelalterlichen Stadt fühlen wir uns wohl. Sie ist wohnlich. Dasselbe gilt von einem mittelalterlichen Haus. Es vermittelt Geborgenheit. Hier steht Wohnlichkeit gegen Unwirtlichkeit. Geborgenheit gegen Schutzlosigkeit. Auch Schönheit gegen Hässlichkeit. Individualität gegen Individualismus.

ZSOK: *Aber man muss natürlich fragen: warum das so ist?*

KURZ: Natürlich, das ist sehr wichtig. Ich denke, es ist so, weil mittelalterliche Architektur anthropologischen Grundprinzipien gehorcht; z.B. dem Prinzip der Polarität von Individuellem und Strukturellem.

ZSOK: *Das müssen Sie mir näher erläutern!*

KURZ: Gerne, Herr Zsok. Ich wohne ja in einer mittelalterlichen Stadt. In Tübingen. Sie kennen diese Stadt auch. Wenn Sie auf dem Marktplatz in Tübingen stehen und sich langsam einmal um die eigene Achse drehen, dann sehen Sie – abgesehen vom Rathaus – siebzehn mittelalterliche Häuser. Zum großen Teil handelt es sich um wunderschöne Fachwerkhäuser. Und wenn Sie sich das spezifische Zusammenspiel dieser Gebäude bewusst machen, dann wird Ihnen die hier gewährte Polarität von Strukturellem und Individuellem, von Verbindendem und Trennendem auffallen. Alle Häuser sind in ihrer Grundstruktur gleich. Keines fällt, was den Aufbau, die Fenstergröße, die Höhe, die Dachform angeht aus dem Rahmen. Und doch ist kein Haus wie das andere. Das können Sie sehr schön an den vielfältigen Varianten der Fachwerkgestaltung ablesen. Das heißt: Jedes Haus ist etwas für sich. Aber jedes Haus ist auch mit den anderen auf je eigene Weise verbunden. Die Polarität ist gewahrt. Das Für-sich-Sein und Mit-Sein ist ausbalanciert. Das Verbindende, das Strukturelle, und das Trennende, das Individuelle, sind ausgewogen. Und genau darin zeigt sich die Humanität dieser Architektur.

ZSOK: *Ich verstehe nicht ganz, warum Sie von Humanität und nicht einfach vom besonderen Reiz dieser Architektur sprechen.*

KURZ: Ich spreche von Humanität, weil sich in der Gestaltung dieser Architektur eine menschliche, ja eine anthropologische Polarität spiegelt. Es ist die Polarität von Individualisation und Partizipation. Individualisation ist derjenige Prozess, in dessen Verlauf ein Mensch es wagt, immer deutlicher er selbst zu werden. Im Bilde gesprochen: derjenige Prozess im Verlauf eines Lebens, in dem der Mensch den Mut findet, sein ureigenstes Gesicht auszubilden und natürlich auch zu zeigen. Es geht darum, man selbst zu werden. Es geht darum, Mut zu sich selbst in seiner je eigenen Einmaligkeit und Einzigartigkeit und Unverwechselbarkeit zu gewinnen.

ZSOK: *Das leuchtet mir ein. Aber was hat es mit der anderen Seite, der Partizipation auf sich? Und wie spielen beide Elemente zusammen?*

KURZ: Partizipation ist eine verkürzte Ausdrucksweise. Eigentlich müsste man von der Entwicklung der Fähigkeit zur Partizipation sprechen. In diesem Sinne ist Partizipation derjenige Prozess, in dessen Verlauf der Mensch die Kompetenz entwickelt, an der Welt teilzunehmen, am transsubjektiven Sein, an anderen Menschen teilzunehmen. Sich in eine Gruppe von Menschen einzubringen. Sich selbst zu überschreiten und wichtig zu werden für andere.

ZSOK: *Und ich nehme an, dass dies nur in dem Maße möglich ist, in dem der Prozess der Individualisation fortschreitet und dass es deshalb einen Zusammenhang zwischen Individualisation und Partizipation gibt.*

KURZ: Genauso ist es. In besonderer Weise wertvoll kann ein Mensch für einen anderen Menschen nur werden, wenn er »er selbst« geworden ist und in dem Maße, in dem er nur »er

selbst« geworden ist. Oder, anders gesagt: Wenn wir alle dieselben wären, könnten wir uns nichts Wesentliches geben. Und natürlich ist es wichtig, sich den von Ihnen angedeuteten Zusammenhang bewusst zu machen. Entscheidend ist die Erkenntnis, dass es Individualisation ohne Partizipation und Partizipation ohne Individualisation nicht geben kann. Nur dadurch, dass und wie ich an der Gemeinschaft teilnehme, kann ich mein eigenes Gesicht ausbilden. Und nur indem ich Mut zu mir selbst entwickle und mein eigenes Gesicht ausbilde, kann ich wirklich, d.h. in wertvoller Weise an der Gemeinschaft partizipieren.

ZSOK: *Es kommt also darauf an, die Polarität von Individualisation und Partizipation zu wahren und nicht zu zerreißen.*

KURZ: Genauso ist es. Individualisation darf nicht in Individualismus pervertieren. Stellen Sie sich vor, man würde eines der Fachwerkhäuser des Tübinger Marktplatzes abreißen und in die Lücke ein supermodernes Hochhaus aus Stahl, Glas und Beton setzen, dessen Infrastruktur – Röhren, Leitungen, usf. – noch zur Schau gestellt würde. Lebenszerstörende Individualisation wäre die Folge. Oder stellen Sie sich vor: alle Häuser am Markt würde man verputzen, mit demselben Anstrich versehen und in jedem Details vereinheitlichen. Lebenszerstörender Kollektivismus wäre die Folge.

ZSOK: *Sie haben die Bedeutung dieser Polarität im Blick auf Architektur erläutert. Aber Sie haben auch behauptet, es handle sich um ein anthropologisches Prinzip. Das lässt vermuten, dass diese Polarität auch in anderen Bereichen eine wichtige Rolle spielt.*

KURZ: Wie Sie wissen, Herr Zsok, bin ich auf Allgemeinpädagogik und Religionspädagogik spezialisiert. Ich bilde künftige Lehrerinnen und Lehrer aus, vor allem künftige Grundschullehrerinnen. Und ich werde nicht müde, diesen jungen Menschen immer wieder dies zu sagen: Natürlich ist es wichtig, Kindern fundamentale Kulturtechniken – Lesen, Schreiben, Rechnen – beizubringen. Die Würde Ihres Berufes aber hängt nicht daran. Die Würde Ihres Berufes hängt daran, dass Sie die eigentliche pädagogische Aufgabe wahrnehmen und bewältigen: nämlich so mit dem Kind umzugehen, dass es in doppelter Hinsicht Mut und Kompetenz gewinnt: Mut zu sich selbst, Mut, sich zu seiner Unverwechselbarkeit zu entwickeln. Das ist das eine. Und Mut, sich in seiner Einzigartigkeit für die Welt, die Gemeinschaft, für die anderen einzusetzen. Es geht im Prinzip um die Entwicklung und Vermittlung von Individualität und Solidarität. –

ZSOK: *Vielleicht kehren wir nun wieder zu Ihrer Biographie zurück. Vielleicht wollen Sie noch einiges zu den Städten sagen, in denen Sie gelebt haben, bzw. zu dem Leben, das mit bestimmten Städten verbunden ist. Über Ihren Heimatort haben Sie gesprochen. Auch über Nürnberg. Wie steht es mit den anderen Orten?*

KURZ: In Rosenheim habe ich vom 8. bis zum 10. Lebensjahr gewohnt und bin dort von der Grundschule ins Gymnasium übergewechselt. Rosenheim habe ich als kleine Provinzstadt am Zusammenfluss von Inn und Mangfall, vom Kriege weitgehend verschont, in Erinnerung. Reizvoll ist die Innenstadt mit ihrem norditalienischen Flair, der Max-Josef-Platz mit dem St. Nepomukbrunnen. Vor allem die italienisch anmutenden Laubengänge hatten es mir angetan. Natürlich ist diese Zeit im Leben eines Kindes besonders eindrucksdicht und eindruckstief. Das war auch bei mir so. Schwimmen zu lernen, Radfahren zu lernen, zum ersten Mal in einem Auto zu fahren, der abenteuerliche Geruch von Benzin und Öl in einer Autowerkstatt: all diese Bilder kommen mir in diesem Zusammenhang. Nichts Besonderes. Aber es gab auch Besonderheiten. Die Begegnung mit *Maria Greckl* war so eine Besonderheit. Maria Greckl war, in meinen Augen jedenfalls, eine uralte Frau. Ich nehme an, sie war damals so alt, wie ich es heute bin. Sie war klein. Sie hatte einen riesigen Buckel. Sie hatte gläserne Knochen, die sie sich alle paar Monate brach. Sie hörte nichts, es sei denn mit Hilfe eines Hörgeräts. Sie war Volksschullehrerin. Frühpensioniert. Vom Leben geschlagen. Und sie war eine der lebenswürdigsten Menschen, die ich kennen gelernt habe. Sie war fröhlich, lebensfroh, kunstbegeistert, gastfreundlich. Sie reiste, wenn sie es sich zwischen zwei Operationen leisten

konnte, ins Land der Kunst, das sie besonders faszinierte: nach Italien. Sie hat mein Interesse an Kunst geweckt. Und sie hat mich auf die Aufnahmeprüfung aufs Gymnasium vorbereitet. Später hat sie mir Stenographie beigebracht. Was ich damals zum ersten Mal erfahren habe, aber noch nicht zum Ausdruck bringen konnte, ist dies: Auch wenn man krumm durch die Welt gehen muss, zerbrechliche Knochen hat, nichts hört, in vieler Hinsicht vom Leben benachteiligt ist, kann man trotz allem eine lebensfreundliche Haltung entwickeln. Vielleicht hat ihr dabei ihr heiterer, oberbayerischer, „christ-katholischer“ Glaube geholfen. Ich habe damals jedenfalls sehr gestaunt.

ZSOK: *Das erinnert mich an den Hinweis Franks: Wenn äußerlich nichts mehr zu machen ist, so kann der Mensch sein Schicksal dennoch innerlich – durch die richtige Haltung und Einstellung – bewältigen.*

KURZ: Genau das habe ich an diesem Menschen erlebt. Und ich habe erlebt, welche ungemein lebensfreundliche Atmosphäre – Erich Fromm würde von der Biophilie sprechen – ein Mensch trotz körperlicher Gebrochenheit entwickeln kann. Das Phänomen der Atmosphäre interessiert mich ja bis auf den heutigen Tag. Jeder Mensch ist von einer spezifischen Atmosphäre umgeben. Atmosphäre kommt ja vom griechischen Wort »*sphaira*«: die Kugel und von »*atmos*«: der Dampf. Atmosphäre ist gleichsam die feinstoffliche Hülle, die einen Menschen umgibt. Und wenn Menschen aufeinandertreffen, die ja beide von einer je spezifischen Atmosphäre umgeben sind, dann treffen immer auch zwei Atmosphären aufeinander. Das geht blitzschnell und was wir dabei empfinden, entzieht sich unserem Willen. Das kennen Sie auch: Da kommt ein Mensch zur Tür herein. Sie haben ihn niemals zuvor gesehen. Sie haben augenblicklich das Gefühl: Der ist mir zutiefst sympathisch. Mit dem möchte ich befreundet sein. Und natürlich gibt es auch das Gegenteil.

ZSOK: *Die von Ihnen genannte Frau, Maria Greckl hatte, wenn ich das richtig verstehe, eine ungemein lebensfreundliche Atmosphäre. Was soll man aber machen, wenn man, wie auch immer, erfährt, dass die je eigene Atmosphäre alles andere ist als lebensfreundlich? Kann man sich Atmosphäre zulegen, wie man sich ein neues Outfit zulegt, gleichsam durch Entschluss?*

KURZ: Das ist eine wichtige Frage. Ich denke, Atmosphäre ist veränderbar. Allerdings nur mittelbar. Nicht unmittelbar. Alles, was ich weiß, deutet darauf hin, dass Atmosphäre sinnlich-geistiger Ausdruck der spezifischen Wertorientierung ist, die einen Menschen kennzeichnet. Wenn ein Mensch z.B. extrem konkurrenzorientiert ist, es für ihn sehr viel bedeutet, andere zu überholen, auf Kosten anderer aufzusteigen, dann wird er Gefahr laufen, eine im Grunde missgünstige Atmosphäre auszubilden. Wenn ein Mensch Freude daran hat, sein Wissen, sein Können, seine Mittel zu teilen, wenn er Freude daran hat, so mit anderen Menschen umzugehen, dass sie sich entwickeln können, dass sie zu ihrer besten Form kommen, dann wird er eine Atmosphäre des Wohlwollens ausbilden. Langer Rede kurzer Sinn: Wer seine Atmosphäre verändern will, muss seine Wertorientierung verändern.

ZSOK: *Vortrefflich formuliert, ja. Sie wollten noch aber von einigen anderen Besonderheiten in dieser Zeit berichten.*

KURZ: Vielleicht noch zwei Erinnerungen. Eine drinnen, eine draußen. Das Ereignis drinnen hängt mit einem Krankenhausaufenthalt zusammen. Ich war, glaube ich, ca. neun Jahre alt. Ich hatte eines Tages Schmerzen in der Leistengegend. Die Sachkundigen haben sich darauf geeinigt, es sei der Blinddarm. Sie haben beschlossen, ihn zu entfernen. Ort der Tat war das Loretto-Krankenhaus in Rosenheim, das es heute nicht mehr gibt. Der Tag der Operation ist mir in hellster Erinnerung. Nachdem sie mir ein seitlich geschlitztes Nachthemd angezogen hatten, nahm mich eine Nonne an die Hand. Sie führte mich zu Fuß vom obersten Stock, wo mein Zimmer war, in den tiefen Keller, wo sich der Operationsraum befand. Vor der OP legte man mich auf eine Pritsche. Von dort aus konnte ich bei offenstehender Türe sehen, wie der Raum gereinigt wurde, wie das Blut, das dort verstreut war, weggeputzt wurde. Ich hatte kein gutes Gefühl. Dann hat mich jemand in den OP geführt und auf den Tisch klettern lassen.

Dann wurde ich an Händen und Füßen angeschnallt. Schließlich kamen weiß vermummte Menschen herein und einer legte mir eine Maske aufs Gesicht, träufelte etwas darauf und forderte mich auf, von hundert rückwärts zu zählen. Schließlich drehte sich alles: die Decke, die riesige Lampe, der Raum. Als ich aufwachte, hatte ich große Schmerzen und mir war kotzübel. Ich erbrach all das Gift, das mir eingeflößt wurde, in einem gelben Schwall. Der Sandsack auf der Wunde war ebenso grässlich wie der nun einsetzende Durst. Im Nachhinein fand ich es erstaunlich, was dann geschah. Ich war allein im Zimmer. Eine Schwester stellte mir ein gut gefülltes Glas Wasser auf den Nachttisch und eine Uhr mit dem Hinweis: Du darfst pro Stunde – ich glaube – vier kleine Löffel trinken. Wenn du mehr trinkst, stirbst du. Ich wollte nicht sterben.

ZSOK: *Wenn ich unser Gespräch richtig verstehe, dann erzählen Sie vor allem Geschichten aus Ihrem Leben, die immer auch etwas allgemein Gültiges beinhalten. Was wollten Sie in dieser Hinsicht mit dieser Geschichte andeuten?*

KURZ: Die Erfahrung, ausgeliefert zu sein und die Erfahrung, in Versuchung zu sein sind Grunderfahrungen, die ich damals machte. In modernen Begriffen ausgedrückt: Einerseits habe ich einen massiven Kontrollverlust erlebt, andererseits musste ich nachher eine so nachhaltige Kontrolle ausüben, die einem Kind zuzumuten ich mich als Verantwortlicher nicht getraut hätte. Und natürlich ist es in philosophischer Perspektive interessant, darüber nachzudenken, wie das Verhältnis von Kontrolle und Verzicht auf Kontrolle im Blick auf eine gelingende Lebensführung zu denken ist. Und außerdem ist es auch schön zu sehen, dass sich die Zustände in unseren Krankenhäusern in dieser Hinsicht doch in erfreulicher Weise geändert haben.

ZSOK: *Der „Erinnerung drinnen“ wollten Sie noch eine „Erinnerung draußen“ entgegenstellen!*

KURZ: Diese Erinnerung hat etwas mit dem Wetter, mit dem Gebirge und mit dem Phänomen „Utopie“ zu tun. Sie erinnern sich vielleicht. Als wir über meinen Geburtsort sprachen, habe ich von der grandiosen Gebirgskulisse gesprochen, die diese Landschaft um den Waginger See umgibt. Nicht anders ist es in Rosenheim. Man schaut aufs Gebirge. Und ich wollte als Kind einmal dorthin. Aber es war weit weg. Doch eines merkwürdigen Tages war es plötzlich ganz nah. Es herrscht ein starker Föhn. Und das Gebirge kam nah und näher. Ich glaubte, dort einzelne Häuser erkennen zu können. Das war die Gelegenheit. Ich nahm meine kleine Schwester an die Hand und wir wanderten schnurstracks aufs Gebirge zu. Wir wanderten viele Kilometer. Morgens haben wir mit der Wanderung angefangen. Mittags setzten wir sie fort. Bis spät in den Nachmittag sind wir gelaufen. Die Sehnsucht nach den Bergen im Herzen. Als die Sonne schon weit im Westen stand, war das Objekt der Begierde zwar immer noch zum Greifen nah, aber wir waren ihm nicht viel näher gekommen. Schließlich ergriff uns Resignation. Als wir an einem Bauernhof vorbeikamen, schenkte uns eine alte Frau ein Glas Milch. Sie hatte wohl gesehen, wie erschöpft wir waren. Dann traten wir den Heimweg an. Diese Szene hat im Blick auf mein Leben geradezu symbolischen Charakter, also Verweis- und Vergegenwärtigungscharakter. Sie verweist auf eine Fähigkeit meiner Seele. Wenn ich hinüberschaue – gleichgültig, ob von der Ebene her aufs Gebirge, oder von einem Gipfel aus in die Weite – überkommt mich ein merkwürdiges Gefühl. Es ist eine Mischung aus Sehnsucht und Neugierde. Dieses Gefühl ist gepaart mit der nicht selten irrigen Vermutung, anderswo könnte das Leben noch reizvoller, noch aufregender, noch schöner sein. Im Grunde hat dieses Gefühl etwas mit derjenigen Kategorie zu tun, die in meinem späteren Denken eine wichtige Rolle spielt: mit dem Begriff der Utopie.

ZSOK: *Nun, ich denke, die Sehnsucht, ins Leben hinauszugehen, den angestammten Ort zu verlassen, vielleicht sogar die Welt zu erobern ist die Sehnsucht des Kindes und Jugendlichen. Aber irgendwann wird diese Sehnsucht wohl illusionär.*

KURZ: Ich bin unsicher, ob wir im Augenblick die Begriffe in gleicher Weise gebrauchen. Ich glaube, man sollte zwischen Illusion und Utopie unterscheiden. Illusion ist Täuschung. Utopie ist Möglichkeit. Die Nähe des Gebirges war eine Illusion. Der Föhn hatte diese Täuschung bewirkt. Und deshalb mussten wir enttäuscht umkehren. Aber die Möglichkeit, sich in den Bergen aufzuhalten, im Gebirge zu wandern, die Berge in unmittelbarer Nähe zu erleben, war keine Illusion. Es war für uns Utopie. Wenn man vom ursprünglichen Wortsinn ausgeht, leuchtet das unmittelbar ein. „Ou“ heißt im altgriechischen „nicht“ oder „kein“. „Topos“ ist der Ort. Utopie ist dasjenige, was noch keinen Ort in dieser Welt hat, aber sinnvollerweise einen Ort haben könnte und auch sollte, weil es sich um eine gute, aber eben noch nicht realisierte Möglichkeit handelt.

ZSOK: *Gut, wenn man vom allgemeinen Sprachgebrauch absieht, kann diese Unterscheidung sicherlich sinnvoll sein. Aber die Einstellung, das gute Leben immer „drüben“, d.h. anderswo zu vermuten, halte ich für, nun ja, problematisch.*

KURZ: Da haben Sie völlig recht, Herr Zsok. Im Laufe meines Lebens habe ich versucht, diese Einstellung auch zu ändern. Neulich hat jemand lakonisch bemerkt: Noch eine, aber höchstens zwei Generationen weiter werden die Menschen unsere Zeit die „gute alte Zeit“ nennen. Das macht nachdenklich. Aber da ich fest davon überzeugt bin, dass Leben, soll es gelingen, in seiner Dialektik begriffen und dialektisch geführt werden muss, weigere ich mich, eine Einseitigkeit durch eine andere zu ersetzen.

ZSOK: *Und das soll heißen?*

KURZ: Je jetzt zu leben ist das Wichtigste. Den Schmerz des Lebens je jetzt zuzulassen, je jetzt zu ertragen; die Freude am Leben je jetzt zu genießen, die Lust am Leben je jetzt auszukosten ist wichtig. Immer wieder, im jeweiligen Augenblick hellwach zu sein, völlig gegenwärtig zu sein, achtsam zu sein ist wichtig. Immer eingedenk der berühmten Warnung Pascals, nicht immer nur „in den Zeiten umherzuirren, die nicht unsere sind, und die einzige zu vergessen, die uns gehört“: nämlich die Gegenwart. Aber es wäre zu kurz gegriffen, rein präsentisch zu leben. Es kommt darauf an, die Orientierung an allen drei Zeitformen in angemessener Weise auszubalancieren: an der Vergangenheit durch Erinnerung, an der Zukunft durch Planung auf der Basis utopischen Denkens. Und das je jetzt.

ZSOK: *Wenn ich an Frankl und seine Logotherapie denke, kommt das, was Sie utopisches Denken nennen, ja auch irgendwie ins Spiel. Die Entdeckung der Sinnmöglichkeiten, die mir in „personaler Exklusivität“ abverlangt ist und dies im Vorblick auf die konkrete Lebenssituation, für die ich verantwortlich bin, und im Rückblick auf die Person mit all ihren spezifischen Fähigkeiten: Das alles gründet ja in dem, was Sie das utopische Denken nennen.*

KURZ: So ist es. Wenn ich mich recht erinnere, spricht Frankl kaum vom utopischen Denken. Er kommt vielmehr immer wieder auf eine philosophische Denkfigur zu sprechen, die utopisches Denken impliziert. Ich meine das Phänomen der Differenz von Essenz und Existenz. Die Wirklichkeit auch auf diejenigen guten Möglichkeiten hin zu durchschauen, die in ihr gleichsam gefangen gehalten werden, bedeutet Differenzerfahrung zu machen. Bedeutet, den Schmerz zu spüren, dass die Verhältnisse immer noch nicht so sind, wie sie sinnvollerweise sein könnten. Dieser Schmerz aber ist, Frankl zufolge, der Motor der Geschichte eines Menschen. Die Überwindung dieses Schmerzes ist nur so möglich: die gute Möglichkeit zu entdecken und Wirklichkeit werden zu lassen; philosophisch gesprochen: Essenz in Existenz zu überführen.

ZSOK: *Wie ging die Reise von Stadt zu Stadt nun weiter?*

KURZ: Am schwersten war die Übersiedlung von München nach Dortmund, ins Ruhrgebiet.

ZSOK: *Inwiefern? Was meinen Sie konkret damit?*

KURZ: Nun, ich erinnere mich noch genau, wie ich eine ganze lange Nacht mit meinem Vater von München nach Dortmund fuhr. Das dauerte damals 12 Stunden. Am nächsten Morgen, völlig unausgeschlafen, setzten wir uns in eine Straßenbahn, um zur Hösch-Westfalenhütte zu

fahren, wo mein Vater seine neue Arbeitsstelle hatte. Ich stand vor dem Gästehaus der Westfalenhütte. Plötzlich war der ganze Himmel erfüllt von rotbraunem Schmutz, der langsam auf die Erde fiel und alles einhüllte. Ich fühlte mich wie in einer fremden Welt. Später habe ich es begriffen: Wenn man aus Eisen Stahl gewinnen will, muss man es mit Sauerstoff durchblasen, um den Schwefel zu binden. Dieses dreckige Sauerstoff-Schwefel-Gemisch hat man damals noch ungefiltert in den Himmel geblasen. Ökologische Bedenken waren unbekannt. Die heitere Atmosphäre Süddeutschlands war für mich Vergangenheit.

ZSOK: *Sie scheinen ein schwieriges Verhältnis zur Schule gehabt zu haben, geschätzter Herr Kurz. Hat sich das irgendwann geändert? Gibt es auch Lehrer, die Sie in guter Erinnerung haben?*

Mein Verhältnis zur Schule war bis zur Oberstufe des Gymnasiums gebrochen. Die eigentliche Befreiung war für mich die Universität. Das ungute Verhältnis hing im Wesentlichen an zwei Sachverhalten. Ich habe es nur selten erlebt, dass ein Lehrer sich für mich als Person interessierte. Das zeigte sich schon rein äußerlich daran, dass wir nicht mit unserem Vornamen, vielmehr nur mit unseren Familiennamen angedredet wurden. Das heißt: Wir wurden nicht als Individuen, vielmehr lediglich als Exemplare eines Clans wahrgenommen. Das zum einen. Zum anderen habe ich die Stoffe als Mittel erlebt, die man sich aneignen musste, um nicht aussortiert zu werden. In der pubertären Ablösephase drei Jahre lang „Cäsar“ zu lesen, ist meines Erachtens für einen jungen Menschen eine Zumutung. Mich hätte das Leben im alten Rom interessiert. Mich hätte die Weltanschauung der alten Römer interessiert. Mich hätte die alltägliche Lebenserfahrung, die Religion und Philosophie der Römer interessiert. Stattdessen musste ich mich mit der Strategie eines Heerführers über mehrere Jahre hin beschäftigen. Zu gut deutsch: Die Stoffe wurden in sich nicht als sinnvoll erlebt. Sie wurden zur Selektion und Allokation missbraucht.

ZSOK: *Lieber Herr Kurz, jetzt möchte ich doch endlich fragen: Hat sich Ihr Verhältnis zur Schule irgendwann geändert? Gibt es auch gute Erinnerungen an bestimmte Lehrer?*

Diese Erinnerungen sind selten. Aber es gibt sie. Es gab eine Religionslehrerin in der Grundschule, deren Sympathie ich spürte. Ich war dankbar für diese Sympathie, auch wenn ich es ihr nicht sagen konnte. Und es gab in der Oberstufe des Gymnasiums einen Philosophielehrer, der in der Lage war, uns Philosophie als ein höchst interessantes Feld des Geistes zu vermitteln. Das ist ihm vor allem dadurch gelungen, dass er die existenzielle Bedeutung philosophischen Denkens darstellen konnte und in seiner Art mit uns umzugehen sich vorbildlich zeigte: Er war humorvoll, ermutigend, an unserem Denken interessiert, begeistert von seinem Fach, glasklar in seiner Argumentation und er hatte zudem Zivilcourage. Ich erinnere mich noch genau. Einmal war ein Gast für eine Philosophiestunde angesagt. Es war der Düsseldorfer Kultusminister höchstpersönlich. Der Minister und mein Lehrer gerieten während der Stunde über eine philosophische Frage in Streit. Die Frage habe ich vergessen. Unvergessen ist mir die Art, wie mein Lehrer mit dem Minister stritt: völlig unbeeindruckt von der „Autorität“. Freundlich, verbindlich, aber völlig kompromisslos hat er seinen Standpunkt verteidigt. Nichts zählte für ihn, nur das vernünftige Argument.

ZSOK: *Gab es sonst noch einen Menschen im Alter von 7 – 14, der Sie geprägt hat und in welcher Hinsicht?*

KURZ: Unvergesslich ist mir ein Jesuitenpater, Professor Dr. Alfredo Marranzini. Ein Südtiroler. Unsere Wege haben sich gekreuzt. Und das war so: Ich war acht oder neun Jahre und in den Sommerferien in einem bayerischen Kinderheim. Westerham hieß der Ort. Im Voralpenland. Wunderschön gelegen an einem Waldrand. Hundert Kinder – fünfzig Knaben und fünfzig Mädchen – schön getrennt, wurden von einer Schar von Nonnen betreut. Die Schar der Nonnen aber wurde von einem Priester betreut. Er hatte die Aufgabe, täglich die Messe zu lesen, Beichte zu hören, seelsorgerlich tätig zu sein, Andachten zu halten. Im Jahr, in dem ich in diesem Kinderheim war, war das Alfredo Marranzini. Er war damals ca. 35 Jahre alt. Wir

sind über seine kleinen Predigten in Kontakt gekommen. Sein Deutsch war nicht perfekt und er hat mich gebeten, seine kleinen geistlichen Vorträge zu lesen und zu korrigieren. Aus dem Kontakt wurde eine Beziehung. Wir haben uns noch lange Jahre geschrieben. Er lateinisch. Ich deutsch. Dieses Latein hat mich brennend interessiert. Noch später, als er nicht mehr Abt eines Klosters in Reggio di Calabria, vielmehr Dogmatikprofessor in Neapel war, habe ich ihn in seiner Heimatstadt besucht.

ZSOK: Aber in welcher Hinsicht ist Pater Marranzini so wichtig für Sie geworden?

KURZ: Natürlich hat mich in meiner Kindheit der erste Kontakt mit einem „Fremden“ berührt. Dann die überaus freundliche, interessierte Art des Umgangs, die ich in meiner Kindheit selten erlebt habe. Dann aber auch die Person als Repräsentant der Katholischen Kirche. In diesem Kinderheim gab es damals fünf evangelische Kinder. Ich war eines davon. Wir waren uns unserer Sonderstellung bewusst. Ich habe gelegentlich freiwillig an der Messe, die Marranzini gehalten hat, als Zuschauer teilgenommen. Die Atmosphäre dieser Gottesdienste hat sich mir tief eingepägt. Ich habe ein erstes Gespür für eine heilige Handlung, für das Geheimnis kultischen Geschehens und für die Schönheit der Liturgie bekommen. Dies alles verbinde ich mit der Gestalt dieses Priesters. Viel später, in meiner Oberstufenzeit, wurde er dann für mich noch einmal besonders interessant, als ich mich sehr intensiv mit Ignatius von Loyola und dem Jesuitenorden befasste.

ZSOK: Zu Ihrer Gymnasialzeit würde ich gerne noch Folgendes fragen: Gab es bestimmte Bücher, die Sie als unvergesslich wichtig bezeichnen?

KURZ: Die Bibel war für mich von meiner Jugendzeit an wichtig. Sie wurde mit der Zeit immer wichtiger. Und sie ist heute das Buch, das mich stets begleitet, immer neue Fragen aufwirft und immer geheimnisvoller wird. Ich befasse mich gerne mit dem Urtext des Neuen Testaments. Durch die vielfältigen hermeneutischen Zugänge erschließen sich die biblischen Texte immer wieder aufs Neue. In diesem Zusammenhang interessiert mich nicht nur die sogenannte historisch-kritische Forschung. Ebenso erhellend finde ich die sozialwissenschaftliche Analyse des Neuen Testaments, die tiefenpsychologische, die existentielle, die urprungsgeschichtliche oder die linguistische. Wenn ich es mir recht überlege: Mich interessiert eigentlich jeder nur mögliche Zugang, der uns einen Text über den „garstigen Graben der Geschichte“ hinweg erschließt.

ZSOK: Das ist sehr schön und gut. Aber ich frage nicht nur nach der Bibel. Sie haben vor Ihrem inneren Auge auch andere Bücher, die Ihnen unvergesslich sind, die Sie als Gymnasiast gelesen haben, oder?

KURZ: Ja, ich habe viel gelesen. Natürlich auch viel klassische Literatur. Hermann Hesse und Max Frisch waren lange meine Lieblingsschriftsteller. Auch die russischen Literaten des 19. Jahrhunderts waren wichtig für mich. Besonders interessiert haben mich allerdings historische Romane. Ich weiß nicht, ob Sie die Weltgeschichte von Otto Zierer kennen.

ZSOK: Leider nein.

KURZ: Ich weiß auch nicht, ob es sich dabei um wirklich gute Geschichtsromane handelt. Ich habe sie jedenfalls als Jugendlicher gesammelt und verschlungen. Habe mich sehr über jedes Einzelstück gefreut und jedes ausgiebig studiert. Wichtig war für mich damals schon die schöne Ausstattung eines Buches. Ein Buch musste auch gut in der Hand liegen. Ein Buch sollte nicht nur ein geistiges, es sollte auch ein sinnliches Vergnügen sein. Beides ist auch für den kleinen Verlag „Lebenskunst“ wichtig, den ich ins Leben gerufen habe.

ZSOK: Sind Sie eigentlich schon in Ihrer Gymnasialzeit auf die Idee gekommen, Theologie zu studieren? Wie hat sich in Ihrer Seele der Gedanke eingepflanzt, Pfarrer zu werden? Denn ich persönlich neige eher dazu, in Ihnen den Lehrer, den Dozenten und den akademischen Professor zu sehen.

KURZ: Wie sich meiner Seele der Gedanke eingepflanzt hat, Pfarrer zu werden, ist für mich schwer zu rekonstruieren. Vielleicht wurzeln Grundmotive für existentielle Entscheidungen immer im Unbewussten. Dann sind sie nicht leicht aufzudecken. Aber das weiß ich doch: Ich wollte entweder Arzt oder Landwirt oder Pfarrer werden. Ich leide sicher nicht unter einem Helfersyndrom, aber die Tätigkeit eines Arztes schien mir damals so unbestreitbar handgreiflich sinnvoll, dass von dieser Berufsidee für mich damals eine gewisse Faszination ausging. Die Affinität zur Landwirtschaft hing mit einem Traum zusammen, den ich gelegentlich nachts hatte und am Tag weiterträumte. In diesem Traum ging es darum, aus kargen Böden fruchtbare Böden zu machen. Eines Nachts träumte ich von einer riesengroßen Maschine, die über steinige Böden fuhr. Vorne wurde der Boden aufgehoben und in die Maschine befördert. Dort wurden die Steine aussortiert und alles beigegeben, was einen unfruchtbaren Boden zu einem fruchtbaren machte. Und hinten wurde der fette, humusreiche Boden wieder ausgebracht. Wenn ich wieder auf die Welt käme, würde ich vielleicht einen Lehrstuhl für Theologie und Bodenkunde anstreben.

Nun, die Theologie ist geblieben. Dabei spielte das theologische Interesse und die kirchliche Aufgeschlossenheit meines Elternhauses sicher auch eine gewisse Rolle. Der interessante Religionsunterricht eines im Krieg schwer verletzten Religionslehrers namens Paul Westip und die in sprachlicher, theologischer und existentieller Hinsicht faszinierenden Predigten eines Pfarrers namens Dr. Dr. Paul Seifert spielten im Blick auf meine Berufsentscheidung eine wichtige Rolle. Ja, die Theologie ist geblieben. Und das war gut so. Ich habe in der Oberstufe des Gymnasiums nicht nur Latein und Griechisch gelernt, vielmehr auch Hebräisch. So konnte ich sofort ins Theologiestudium an der Evangelisch-theologischen Fakultät der Universität Tübingen einsteigen.

ZSOK: *Da sind Sie aber beneidenswert, geschätzter Herr Kurz, dass Sie schon im Gymnasium mit den „alten Sprachen“, die unsere europäische Kultur zutiefst geprägt haben, in Berührung gekommen sind. Das Abitur haben Sie in Düsseldorf gemacht. Was bedeutet diese Stadt für Sie?*

KURZ: In Düsseldorf habe ich meine frühe Jugendzeit verbracht. Vom 15. Lebensjahr an bis zum Ende der Schulzeit. Ich mag diese Stadt am Rhein. Ich habe sie nicht nur als reiche, ja mondäne Stadt erlebt, vielmehr auch als eine lebenslustige Stadt. Besonders wichtig wurde mir das kulturelle Leben. Als Gymnasiasten konnten wir ganz billig Theater- und Opernkarten erstehen und uns am Musikleben beteiligen. Ich habe in diesen Jahren zum ersten Mal großes Schauspiel und große Opern erlebt und bin ein Freund dieser Künste geblieben. Allerdings zieht es mich heute, wenn es um diese Künste geht, eher ins Burgtheater oder ins Akademietheater oder in die Wiener Oper. Das hängt auch damit zusammen, dass ich uralte Städte besonders liebe: Rom, z.B. oder Athen oder Wien oder Budapest. Ich habe in diesen Städten immer das Gefühl, dass ihre Geschichte in ihnen auf geheimnisvolle Weise präsent ist. Dass sie atmosphärisch zu spüren ist. Das schafft innere Verbindung mit den Tiefen der Zeit. Emotional spiegelt sich in mir diese Verbindung als heitere Melancholie. Ich könnte diesen Zustand auch melancholische Heiterkeit nennen.

ZSOK: *Mit Düsseldorf verbinden Sie diese Stimmung nicht, verstehe ich richtig?*

Nein, eigentlich nicht. Die Stadt ist dafür zu jung. Jedenfalls für mich. Wenn ich auf der Höhe des alten Budapest, auf der Fischerbastei stehe, weit über die Donau von Buda nach Pest blicke, die alten Gebäude, die alten Kirchen und Paläste imaginieren, dann denke ich an die ungeheure Fülle von Liebesgeschichten und Leidensgeschichten, die sich in diesen Räumen ereignet haben. Ich denke an die Hoffnungen und Enttäuschungen, an das Glück und Unglück, an die rasante Lust am Leben und die tiefe Verzweiflung an eben demselben Leben, die Menschen in der langen Reihe der Generationen erlebt haben. Dann kommt mir mein eigenes Leben in tröstlicher Weise unbedeutend vor.

ZSOK: *Ist Ihnen aus Ihrer Düsseldorfer Zeit noch etwas in Erinnerung, was lebensgeschichtlich wichtig für Sie war?*

KURZ: Zwei Dinge sind da vielleicht erwähnenswert. Ein längerer Aufenthalt in Bethel bei Bielefeld und meine erste große Auslandsreise nach Griechenland. Ich weiß nicht mehr genau, wie es dazu kam. Ich glaube meine Eltern mussten verreisen und ihre vier Kinder irgendwie unterbringen. Ich jedenfalls fand mich eines fremden Tages auf dem Quellenhof am Rande der Bodelschwingschen Anstalten wieder. Fünfzehn Jahre war ich damals, höchstens sechzehn. Ich wurde in einem kleinen Anbau zum Kuhstall untergebracht und dann habe ich die ganzen großen Ferien über in der Landwirtschaft gearbeitet. Gemüse geerntet. Heu gemacht. In der Küche geholfen. Das war nichts Besonderes. Das Besondere war die Begegnung mit den Menschen, die im Quellenhof untergebracht waren. Alles Menschen auf der Schattenseite des Lebens: Alkoholiker, Drogensüchtige, Psychotiker, Nervenranke, auch ein ehemaliger KZ-Häftling war darunter, der mir grauenhafte Geschichten aus der Lagerzeit erzählte. Auch ein Pyromane, der immer wieder versuchte, die Scheune anzuzünden. Und inmitten dieser bunten Schar der Diakon und promovierte Landwirt, Dr. Walter Lenth, mit seiner Familie, der Tag für Tag das mühevoll Kunststück vollbrachte, mit diesen Menschen ein großes landwirtschaftliches Gut zu führen. Diesen Mann habe ich sehr bewundert und zunächst gar nicht verstehen können, wie man jahraus jahrein unter diesen Bedingungen einen derartigen Betrieb führen kann, bis er mir eines Tages dies sagte: „Weißt du“, sagte er, „auf meinem Schreibtisch habe ich ein Kruzifix stehen. Bevor ich an die Arbeit gehe, schaue den Gekreuzigten an. Dann gehe ich hinaus und teile die Männer zu ihrer Arbeit ein. Ich lasse keinen fallen.“ Mehr sagte er nicht. Meine Lebenserfahrung hat sich damals sprunghaft erweitert.

ZSOK: *Die Reise nach Bethel war das eine. Die Reise nach Griechenland war wohl etwas völlig anderes, vermute ich mal, oder?*

KURZ: Nun, beide Aufenthalte haben mich geprägt. Es war gute alte Tradition am Humboldt-Gymnasium Düsseldorf, in der Unter- oder Oberprima mit seiner Klasse unter Führung zweier Altphilologen eine dreiwöchige Reise in die antike Welt zu unternehmen. Sie wurde lange vorbereitet. Auch ein wenig Neugriechisch haben wir gelernt. Und dann ging es mit dem Zug von Düsseldorf nach Mailand und von dort nach Brindisi in Süditalien. Und von dort mit dem Schiff über Korfu nach Igumeniza. Das paradoxe Gefühl, das mich beim Betreten dieses Landes überkam, war dies: Es ist alles unglaublich fremd, und doch komme ich irgendwie nach Hause. Alles war fremd und reizend zugleich: Das Klima. Die verwirrende Vielfalt der Düfte: im Kapheneion, in den Gassen, auf den Märkten, in den orthodoxen Kirchen. Die gleißend hellen Tage. Die tiefschwarzen Nächte. Die Lust im Schatten eines Baumes zu sitzen. Wir haben viel gesehen, viel erlebt. Joannina, die alte Türkenstadt im Norden mit ihren Souks. Die Meteoraklöster im Mittelgriechenland. Die Hitze der thessalischen Ebene. Delphi mit seinem Heiligtum und dem weltberühmten Wagenlenker. Olympia, Tyrins und Mykene. Am Ende noch Athen, die Akropolis. Den Blitze schleudernden Zeus vom Kap Artemision im Nationalmuseum, die schönste klassische Skulptur, die ich kenne. Wenn ich nach Athen komme, besuche ich das Nationalmuseum, nur um dieses großen Kunstwerkes willen. Die Faszination Griechenlands – natürlich auch die Verzauberung durch seine weltberühmten Kunstwerke – war so groß, dass ich lange brauchte, um die Faszination anderer europäischer Länder zu entdecken: Italiens, Spaniens, Englands oder Norwegens zum Beispiel.

ZSOK: *Kommen wir, lieber Herr Professor Kurz, zu einem anderen Thema. Sie haben von 1964 – 68 studiert. Sie gehören also auch zu der berühmten 68er-Generation. Wie war das damals in Ihrem Studium? Was war spannend für Sie? Welcher Professor hat Sie nachhaltig geprägt? Und wie war es in der Bonner Zeit?*

KURZ: Ich weiß nicht, ob es eine Schande ist, 1968 gelebt, aber an der 68er-Bewegung nicht teilgenommen zu haben. Ich war interessiert, aber nicht integriert. Ich fühlte mich frei. Ich war befreit: von der Last eines überzogen aufstiegsorientierten Elternhauses, von einem

Schulbetrieb, der mir sehr eng vorkam, von einem reglementierten Tageslauf. Ich habe diese Freiheit genossen und mein Leben selbständig organisiert. Ich habe nur einen einzigen akademischen Lehrer kennen gelernt, – sein Name sei hier ausdrücklich verschwiegen –, der sich Folgendes erlaubte: Es war im ersten Semester, in einem neutestamentlichen Proseminar. Es war völlig überfüllt. Der besagte Privatdozent forderte uns in der ersten Sitzung auf, zur Türschwelle des Seminarraums zu sehen. Während wir gespannt dort hinstarrten, erlaubte er sich den Satz: „Dort, meine sehr verehrten Damen und Herren, endet die akademische Freiheit.“ Ich fand die Bemerkung ebenso blöd wie arrogant. Es wurde trotzdem eine interessante Lehrveranstaltung.

Nachhaltig geprägt hat mich in der Tübinger Zeit der Neutestamentler Ernst Käsemann, in der Bonner Zeit der damals junge Systematiker Jürgen Moltmann, bei dem ich später promovieren sollte.

ZSOK: *Diese Namen klingen in der Tat sehr gut. Was hat Sie denn an diesen beiden akademischen Lehrern so fasziniert?*

KURZ: Käsemann war ein exzellenter Exeget, der auch die sublimsten Bedeutungen von neutestamentlichen Texten herausspüren konnte. Und er hat gelebt, was er gesagt hat. Sicher knorrig, trotzig und wenig diplomatisch. Aber in seiner Art doch liebenswürdig. Auch in der Zeit des Nationalsozialismus hat er sich – damals noch im Pfarramt – nicht erpressen lassen. Käsemann hat im Übrigen einmal ein Seminar mit folgenden Worten eröffnet: „Meine Damen und Herren! Theologie kann man nur studieren, wenn man eine in theologischer Hinsicht existentiell wichtige Frage hat. Sollten Sie keine haben, dann legen Sie sich möglichst schnell eine zu.“ Sog an seiner Pfeife. Blies eine exorbitante Wolke in den Seminarraum. Beugte sich über sein Neues Testament und las. Ich hatte eine Frage dieser Art. Ich hatte sie schon in der Oberstufe des Gymnasiums. Sie hing mit meinem historischen Interesse zusammen. Ich wollte es ganz genau wissen. Ich wollte wissen, wer dieser Jesus von Nazareth nun eigentlich wirklich war. Was man von ihm mit Sicherheit wusste. Es war die Frage nach dem historischen Jesus. Eine Frage, die für die Schüler Rudolf Bultmanns, also auch für Ernst Käsemann, wieder wichtig und von ihm detailliert behandelt wurde.

Moltmanns „Theologie der Hoffnung“ haben ja alle mit Begeisterung gelesen und seine Auseinandersetzung mit dem „Prinzip Hoffnung“ von Ernst Bloch. An Moltmann habe ich die Eleganz seiner Sprache und die Fähigkeit, theologische Sachverhalte auf den Punkt zu bringen, immer wieder bewundert; einmal abgesehen vom Perspektivenreichtum seines theologischen Denkens.

ZSOK: *Nur ganz kurz möchte ich auf Ihre Frage, wer Jesus von Nazareth wirklich war, eingehen. Auch mich hat diese Frage viele Jahre beschäftigt. Die akademische Theologie, ob evangelisch oder katholisch, kann diese Frage nicht befriedigend beantworten. So jedenfalls meine Ansicht. Dennoch gibt es eine – jedenfalls für mich – befriedigende Antwort darauf. Ich möchte dies jedoch hier nicht vertiefen, sondern zu Ihrem Lebensweg zurückkehren. Sie haben sehr früh Ihr Erstes Theologisches Examen gemacht. Schon nach sieben Semestern, wenn ich richtig weiß. Wie ging es dann weiter? Wann begann Ihre akademische Laufbahn?*

KURZ: Nun, bevor ich promovierte, war ich über sechs Jahre in der Praxis tätig, zunächst als Gymnasiallehrer für evangelische Religion, als Vikar und Pastor in einer Bergarbeitergemeinde: in Alsdorf bei Aachen. Und das war gut so. Jeder akademische Theologe sollte Erfahrungen an der Basis gemacht haben. Für praktische Theologen – also Theologen, die die praktisch-theologischen Fächer der Seelsorge (Poimenik), Predigtlehre (Homiletik) und Religionspädagogik vertreten – ist das unabdingbar. Das Pfarramt ist im Übrigen ein wunderbares Amt. Ich habe nie nachempfinden können, wie Theologiestudenten Angst vor diesem Amt entwickeln konnten. Der Umgang mit Menschen in Schwellen- oder Grenzsituationen ist eine faszinierende Herausforderung, und Antwort zu geben auf diese Herausforderung auf der Beziehungs- und Inhaltsebene ist ein faszinierendes Abenteuer: Ich meine, die Art, wie man sinnvollerweise mit Menschen umgeht und was man ihnen vom Evangelium her zuspricht:

z.B., wenn ein Kind geboren ist und die Eltern es taufen lassen wollen. Wenn sich junge Menschen verlieben und getraut werden wollen. Wenn ein Mensch stirbt und die Angehörigen die kirchliche Beerdigung wünschen. Manchmal denke ich, dass der Beruf des Pfarrers in psychohygienischer Hinsicht viel gesünder ist als der Beruf des Psychotherapeuten. In der Psychotherapie hören wir tagaus tagein Passionsgeschichte. Im Pfarramt erleben wir alle Seiten des Lebens: die dunklen, aber auch die hellen. Ich glaube auch nicht, dass Psychotherapie in Grenzsituationen – also wenn Menschen kämpfen, leiden oder sterben müssen – so schrecklich viel zu sagen hat. Die Antworten des christlichen Glaubens in Grenzsituationen sind meines Erachtens tragfähiger.

ZSOK: *Ich weiß nicht, ob ich das richtig verstanden habe. Ist Ihrer Meinung zufolge für Pfarrer eine psychotherapeutische Ausbildung – auch eine logotherapeutische – mehr oder weniger überflüssig?*

KURZ: Der Meinung bin ich durchaus nicht, aber man muss die Zuständigkeit der einzelnen Berufe unterscheiden. Psychotherapeuten sind für signifikante psychische Störungen zuständig, für Neurosen z.B. oder Persönlichkeitsstörungen. Berater sind für Menschen zuständig, die psychisch gesund sind, sich aber in einer Lebenssituation befinden, die so verfahren ist, dass sie sie selbst nicht mehr bewältigen können. Pfarrer unternehmen, je nach ihrer Ausbildung, Beratungsaufgaben. Manchmal auch, sofern sie zusätzlich psychotherapeutisch ausgebildet sind, psychotherapeutische Aufgaben. Ihr „Kerngeschäft“ aber ist die Verkündigung des Evangeliums.

ZSOK: *Das klingt gut, ist aber abstrakt. Was ist eigentlich das Evangelium?*

KURZ: Formal gesehen ist es eine grundlegende Ermutigung zum Leben. Inhaltlich ist es eine durch und durch lebensfreundliche Auslegung des Lebens. Wir alle, jeder Mensch muss sich einen Reim aufs Leben machen. Er muss sich fragen: Wer bin ich eigentlich? Wozu will ich da sein? Was ist meine Bestimmung? Woher komme ich erstlich? Wohin gehe ich, sofern die mir anvertraute Zeit zu Ende geht? Auf diese Fragen machen die Religionen Antwortangebote. Sich von diesen Antworten so berühren zu lassen, dass man von daher sein Leben versteht und gestaltet, heißt: zu glauben. Das „Kerngeschäft“ – Sie verzeihen diesen ökonomischen Ausdruck – des Geistlichen aber ist es, so mit Menschen zu kommunizieren, dass die notwendigen Bedingungen erfüllt sind, dass sie glauben. Die hinreichenden liegen nicht in unserer Hand. Sie kommen von weit her.

ZSOK: *Wenn Sie einem Menschen ganz kurz erklären wollten, was Glaube ist, was würden Sie sagen?*

KURZ: Es ist die tiefe Gewissheit, dass das Leben im Ganzen, aber auch mein individuelles Leben letztlich gelingt. Trotz individuellen Elends. Trotz Not. Trotz persönlicher Schuld. Trotz Tod. Und das: weil eine letzte Macht das Leben ganz und heil macht und zu seiner Erfüllung bringt. Diese Macht bringt die Theologie in der Chiffre „Gott“ zum Ausdruck.

ZSOK: *Gut, lassen wir das so stehen, wobei ich, wenn die Anmerkung erlaubt ist, den Glauben eher als eine, dem Menschen, jedem Menschen inhärente höchste Seelenkraft verstehe bzw. empfinde. Und erst nachdem ein Mensch diese höchste Kraft der Seele in sich empfindet, kann er zur Gewissheit gelangen, die Sie meinen. So könnte ich für mich das von Ihnen Gemeinte integrieren. Aber nun weiß ich immer noch nicht, welche Bedeutung die Psychotherapie bzw. die Logotherapie für einen Seelsorger oder eine Seelsorgerin haben könnte!*

KURZ: Nun, unsere Klienten tun uns nicht den Gefallen, reine Psychotherapiefälle, reine Beratungsfälle oder reine Fälle für die Seelsorge zu sein. Da kommt z.B. ein Mensch zu seinem Pfarrer mit einer erheblichen Schuldproblematik. Im Gespräch stellt sich u.U. heraus, dass er mit einem Bein in einer tiefen Depression steckt. Wichtig ist für den Seelsorger, dass er weiß, was eine affektpsychotische Störung in Form einer Depression ist und dass der Facharzt für Psychiatrie für diese Störung zuständig ist. Der Pfarrer als Seelsorger ist für jeden Menschen, der sich an ihn wendet, zuständig; für den Gesunden ebenso wie für den Kranken. Aber es ist nicht seine Aufgabe, die somatischen oder psychischen Krankheiten eines Menschen, der sich

ihm anvertraut hat, zu heilen. Er muss sich die Aufgabe u.U. teilen bzw. an einen Fachmann weiterverweisen.

ZSOK: *Und was ist mit der Logotherapie?*

KURZ: Logotherapeutisch ausgebildete Psychotherapeuten haben den großen Vorteil, dass sie die Bedeutung der Religion für das Leben im Zusammenhang ihrer Ausbildung kennen lernen. Die Sinnfrage ist zwar nicht identisch mit der Gottesfrage. Aber treibt man die Sinnfrage immer weiter voran, dann mündet sie irgendwann in die Gottesfrage. Das hängt damit zusammen, dass Sinn immer nur in Sinnzusammenhängen – Sie erinnern sich an den Anfang unseres Gesprächs – zu entdecken ist. Ist der Begriff „Gott“ Chiffre für den größtmöglichen Sinnzusammenhang – sozusagen für den Sinnzusammenhang, über den hinaus kein größerer Sinnzusammenhang gedacht werden kann –, dann erkennt man die Affinität zwischen Logotherapie und Theologie. Sie hängt an der Logik der Sinnkategorie. Und – Gott sei Dank – hat Frankl erkannt, dass Religiosität eine existentiell wichtige Dimension menschlicher Existenz ist und nicht Ausdruck von Neurose, wie Sigmund Freud noch meinte.

ZSOK: *Schön, dass Sie Frankl erwähnen. Wenn Sie gestatten, würde ich Sie gerne wieder zu biographischen Einzelheiten befragen. Mich interessiert besonders Ihr Zugang zu Viktor Frankl und zur Logotherapie. Bitte erzählen Sie mir doch, wie Sie zur Logotherapie gekommen sind. Ich weiß, dass Sie sich primär als Theologe verstehen, kenne aber auch Ihre leidenschaftliche Hingabe, wenn Sie Logotherapie dozieren. Schließlich habe ich bei Ihnen drei Semester Logotherapie so richtig studiert. Darum, denke ich, ist es nicht irrelevant, zu erfahren, wie Ihr Weg zu Frankl war.*

KURZ: Mein Weg in die Logotherapie bzw. zu Viktor Frankl hatte einen komischen Anfang. Es war zu Beginn der siebziger Jahre. Ich wollte mein Pfarramt wechseln und Studentenpfarrer in Wuppertal werden. Im Auswahlgremium saßen neben Leuten der Kirchenleitung einige Laien, darunter auch eine ältere Ärztin. Als ich hereingerufen wurde, eröffnete sie das Gespräch. Eine solche Eröffnung habe ich niemals mehr vorher und niemals mehr nachher erlebt. Ich hatte noch keinen Ton gesagt, da herrschte – um nicht zu sagen: brüllte – sie mich an: „Kennen Sie Viktor Frankl?“ Ich war derart perplex, dass ich antwortete: „Sagen Sie mal, muss man das?“ „Ja, das muss man“, war ihre Antwort. Irgendwie war danach die Atmosphäre verdorben. Ich weiß nicht, was in diesem Gremium vorher geschehen war. Ich bekam die Stelle jedenfalls nicht. Einige Monate später bin ich nach Tübingen übergesiedelt, um meine Dissertation zu schreiben. In der Universitätsbibliothek ist mir die Szene noch einmal durch den Kopf gegangen. Von wem hat diese „Ziege“ – verzeihen Sie mir den Ausdruck – geredet? Wie hieß der nochmal? Nachdem mir der Name eingefallen war, ging ich an die Regale und fischte mir ein Buch von Frankl heraus. Es war eine uralte Ausgabe von „Theorie und Therapie der Neurosen“. Die Lektüre hat mich gefesselt. Das war der Anfang.

ZSOK: *Und wie ging es dann weiter?*

KURZ: Nun, in Tübingen bin ich Karl Ernst Nipkow begegnet, Professor für Praktische Theologie und Religionspädagogik. Er brauchte einen Assistenten. Und er brauchte einen, der praktische Erfahrungen hatte. Er hat mich genommen. Dabei spielte vor allem der Sachverhalt eine Rolle, dass ich sechs Jahre an verschiedenen Gymnasien Religionsunterricht gegeben hatte. In der Zeit bei Nipkow absolvierte ich meine Dissertation bei Moltmann in Systematischer Theologie. Die Lebensphilosophie Paul Tillichs und ihre theologische Bedeutung war das Thema meiner ersten größeren wissenschaftlichen Arbeit. Tillich hat mein theologisches und philosophisches Denken in besonderer Weise angeregt. Dabei spielten theologische und philosophische Denkfiguren eine Rolle, die merkwürdigerweise auch für die Anthropologie Frankls konstitutiv sind: z.B. die Essenz-Existenz-Dialektik.

Um noch ein Wort zu Nipkow zu sagen: Er ist z.Zt. sicher einer der bedeutendsten Religionspädagoge im deutschen Sprachraum. Ich kenne keinen Religionspädagogen, dessen theologischer, allgemeinpädagogischer und religionspädagogischer Horizont so weit wäre wie der

Nipkows. Unglaublich belesen ist er und mit einem hochsensiblen Gespür für Problemstellungen ausgerüstet, für die die Zeit jeweils reif war bzw. reif ist. Von ihm habe ich sehr viel gelernt. Vor allem natürlich in religionspädagogischer und allgemeinpädagogischer Hinsicht.

ZSOK: *Wenn wir schon dabei sind: Wie war Ihr persönliches Verhältnis zu Nipkow?*

KURZ: Das ist ganz einfach zu beantworten. Nipkow war für mich der große Glücksfall meines Lebens. Er hat seine Assistenten gefördert, nicht ausgebeutet. Er hat uns ungewöhnlich viel Freiheit gelassen und Chancen zur persönlichen Entwicklung gegeben. Und wer die Szene kennt, weiß, das ist alles andere als selbstverständlich. Meine ersten Auftritte als Religionspädagoge habe ich ihm zu verdanken und vieles mehr. Ich hoffe, dass meine Assistenten eines Tages auch von mir sagen, was ich heute von diesem großen akademischen Lehrer dankbaren Herzens sagen kann.

ZSOK: *Sie haben sich, wenn ich recht unterrichtet bin, auch habilitiert. Wie ist es denn dazu gekommen?*

KURZ: Ja, an dieser Stelle kommt die Logotherapie ins Spiel. Schon nach ganz kurzer Zeit war mir klar, dass Logotherapie ethische Erziehung impliziert. Das ureigenste Anliegen Frankls ist es ja, die geistige Dimension für die psychotherapeutische Intervention fruchtbar zu machen, die einseitige Konzentration auf die psychodynamische Dimension zu durchbrechen. Kategorien wie Freiheit, Verantwortlichkeit, Gewissen, Selbstdistanzierung, Selbsttranszendierung spielen, wie Sie wissen, in diesem Zusammenhang eine große Rolle. Nicht immer nur auf sich zu schauen, sich von der „Innenarchitektur“ der je eigenen Psyche in Beschlag nehmen zu lassen, sich vielmehr nachdrücklich nach außen zu orientieren, den Aufforderungscharakter der jeweils zu verantwortenden Lebenssituation wahrzunehmen, nicht immer nur zu fragen, „was verlange ich vom Leben“, vielmehr zu fragen: „Was verlangt das Leben jetzt von mir?“. Das sind die Grundanliegen der Logotherapie. Und so habe ich es unternommen, die ethisch-pädagogische Dimension der Logotherapie für die Aufgabe ethischer Erziehung im Zusammenhang religiöser Erziehung fruchtbar zu machen. Schließlich sind aus meiner Habil-Schrift zwei Bücher entstanden: Das eine trägt den Titel „Ethische Erziehung als religionspädagogische Aufgabe“, das andere: „Die sinnorientierte Konzeption religiöser Erziehung“.

ZSOK: *Soviel ich weiß, hat sich Frankl sehr gefreut, dass einmal eine Habil-Schrift über die Logotherapie verfasst wurde. Es gab ja schon ca. 200 Dissertationen zur Logotherapie, aber keine Habilitationsschrift. Wie hat er denn davon erfahren?*

KURZ: Nun, während der Abfassung dieser Arbeit hatte ich keinen Kontakt zu Frankl. Woher Überzeugungen kommen, weiß man ja häufig nicht. Ich war jedenfalls der festen und falschen Überzeugung: Der Mann ist längst tot. Eines Tages – es war kurz nach Vollendung dieser Arbeit – las ich per Zufall in der Zeitung einen Artikel über einen logotherapeutischen Weltkongress, der in Regensburg [16.-18. Juni 1983] stattgefunden hat. Und ich las über einen Vortrag, den Frankl dort gehalten hat. Da habe ich ihm meine Arbeit geschickt. Er hat mich nach Wien zu seinen Vorlesungen eingeladen.

ZSOK: *Und dann haben Sie ihn zum ersten Mal persönlich erlebt!?*

KURZ: So ist es, Herr Zsok. Ein merkwürdiger Tag war das. Ich bin von Tübingen mit der Bahn nach Wien gefahren. Es war ein heißer Tag. Eine unendlich lange Fahrt. Einigermaßen erschöpft kam ich nach acht Stunden in Wien Westbahnhof an. Ich war zum ersten Mal in dieser Stadt. Ich ließ mich in eine Taxe fallen und zum Hörsaal Frankls fahren. Es handelte sich um den Hörsaal, in dem er jahrzehntelang unterrichtet hat. Hellwach wurde ich, als ich den Saal betrat. Es herrschte eine gespannte Atmosphäre. Es waren Hörer aus aller Welt da. Die positive Erwartungshaltung auf das, was gleich geschehen sollte, war mit Händen zu greifen. Schließlich begann Frankl die ausländischen Hörer namentlich zu begrüßen. Unter anderem auch mich.

Dann begann er seine Vorlesung. Es war alles andere als ein Vor-„lesung“. Es war ein brillanter Vortrag über logotherapeutische Spezialfragen. Völlig frei gehalten. Dieser Mann verfügte über alles, was man von einem akademischen Lehrer erwartet: hochdifferenzierte Sachkenntnis, eine prägnante Sprache, die Fähigkeit, das Wesentliche herauszustellen. Ein großes rhetorisches Geschick und unverkennbare Lust, sein Publikum für sein Anliegen zu begeistern. Am Ende seiner Ausführungen hat er auf meine Habilitationsschrift hingewiesen und mich gefragt, ob ich über seinen Vortrag noch „etwas darüber streuen wollte“. Ich war einigermaßen überrascht, antwortete „ich hätte nun wirklich nichts darüber zu streuen, aber einige Fragen zu seinen Gedanken lägen mir nun doch am Herzen.“ Und so kam ich mit ihm ins Gespräch.

ZSOK: *Sie haben nicht nur dieses Gespräch mit Frankl geführt. Erinnern Sie sich an andere Gespräche?*

KURZ: Nun, ich habe in den Jahren danach immer wieder mit ihm gesprochen. Manchmal im Kreis derer, die ihm besonders nahe standen, wie Uwe Böschmeyer, Walter Böckmann, Franz Sedlack, Alfried Längle, Eva Kozdera, Boglarka Hadinger und andere in irgendeinem Bierkeller in Wien. Da hat er uns viel aus seinem interessanten Leben erzählt und war offen für alle Fragen der Logotherapie. Manchmal habe ich mit ihm persönlich gesprochen, in seiner Wohnung in der Mariannengasse 1 oder in seiner Zweitwohnung am Rande Wiens. Die persönlichen Gespräche habe ich in besonders guter Erinnerung. Frankl war in unmittelbarem Kontakt ein unglaublich liebenswürdiger, geistvoller, sowohl an der Sache als auch an seinem Gast nachhaltig interessierter Gesprächspartner. Und er war ein durch und durch wohlwollender Mensch.

ZSOK: *Ich komme, lieber Herr Kurz, zu einem pragmatischen Thema und drücke mich so aus: Wenn eine Idee überdauern soll, muss man sie institutionalisieren. Im Blick auf ein psychotherapeutisches Konzept muss man z.B. Ausbildung organisieren. Wie war das damals in den Anfängen in Wien?*

KURZ: Soweit ich weiß, hat sich Frankl aus der Gründung offizieller Ausbildungsinstitute weitgehend herausgehalten. Er hat die ersten Schritte in dieser Richtung, die von Alfried Längle und Elisabeth Lukas ausgingen, zwar unterstützt, aber nicht gelenkt. Wollte man Logotherapie lernen, musste man die Vorlesungen Frankls besuchen und später die ersten Ausbildungsangebote Alfried Längles. So war es auch in meinem Falle.

Die Gründung der Wiener Gesellschaft für Logotherapie und Existenzanalyse (GLE) aber habe ich selbst mit angeregt. Ich erinnere mich noch genau. Ich war mit der letzten Oberärztin Frankls, mit Frau Dr. Eva Kozdera, in Wien unterwegs. Wir standen vor dem Stephansdom. Wir hatten uns darüber unterhalten, wie man der Logotherapie eine feste institutionelle Form verleihen könnte. Dann haben wir einen Entschluss gefasst: „Wir fahren jetzt zu Längle und ermutigen ihn, eine logotherapeutische Gesellschaft zu gründen.“ Und so geschah es: Auf diese Weise bin ich zu einem der Gründungsmitglieder der GLE geworden.

ZSOK: *Und dann, bald darauf, waren Sie Dozent für Logotherapie am Süddeutschen Institut für Logotherapie in Fürstfeldbruck, wo Sie sechs Jahre, vom Oktober 1986 bis Februar 1992, gelehrt haben. Wie ging das dann weiter? Auch Sie haben ja den Schritt in Richtung Institutsgründung getan. Es war, glaube ich 1989, daran kann ich mich noch gut erinnern.*

KURZ: So ist es. Eines Tages hat mich Frau Dr. Lukas angerufen. Die Nachfrage nach ihren Kursen war so groß geworden, dass sie es nicht mehr alleine schaffen konnte. Sie hat mich gebeten, einen ihrer Ausbildungskurse zu übernehmen. Daraus wurde eine langjährige, fruchtbare Zusammenarbeit. Ich habe sechs Jahre lang zusammen mit Frau Dr. Hadinger einen Ausbildungskurs im Süddeutschen Institut für Logotherapie geleitet. Ich habe dort lehrend sehr viel gelernt. Es war eine große Chance, die Frau Dr. Lukas uns damals bot. Ihre Anregung, darüber hinaus ein Zweiginstitut in Tübingen zu gründen, war ein besonderer Vertrauensbeweis. Die Zusammenarbeit mit dem Ehepaar Lukas war im Übrigen sehr erfreulich,

sowohl in persönlicher als auch in geschäftlicher Hinsicht. Nicht nur, aber gerade auch in geschäftlichen Angelegenheiten hat sich das Ehepaar Lukas überaus fair und großzügig gezeigt.

ZSOK: *Sie haben ja zu einigen prominenten Lehrern der Anfangszeit Kontakt gehabt. Was war das Besondere in Ihrer Beziehung zu Frau Lukas?*

KURZ: Ich halte Elisabeth Lukas für die bedeutendste Schülerin Frankls. Sie ist eine von der logotherapeutischen Idee Begeisterte und für diese Idee Begeisternde. Frankl hat ja seine Texte sehr sorgfältig, sehr klar, aber auch sehr dicht formuliert. Daher sind sie für Laien manchmal nicht ganz einfach zu lesen. Das große Verdienst von Elisabeth Lukas ist es, den „schwierigen Frankl“ in eine Sprache „übersetzt“ zu haben, die auch ein breites Publikum verstehen kann. Außerdem hat sie nicht den Fehler begangen, sich auf Kosten des Gründers der Logotherapie zu profilieren. Sie hat vielmehr die Gabe besessen, auf der Basis der logotherapeutischen Grundeinsichten logotherapeutisches Gedankengut sehr einfallsreich weiterzuentwickeln; ganz im Sinne Frankls, der schon sehr früh Logotherapie als offenes System begriffen hat; offen für Differenzierung und Weiterentwicklung.

ZSOK: *Schließlich wurde das Zweiginstitut in Tübingen im Januar 1992 selbständig. Ihr Institut trägt heute den Namen „Institut für Logotherapie und Existenzanalyse Tübingen/Wien“. Was hat sich seither bei Ihnen verändert? Was ist das Besondere Ihres Instituts?*

KURZ: Ich denke, man erhält in allen logotherapeutischen Instituten, die in der Deutschen Gesellschaft für Logotherapie und Existenzanalyse (DGLE) zusammengeschlossen sind, eine sehr gute Ausbildung. Allerdings hat jedes Institut auch seine Besonderheiten. Da haben Sie völlig recht. Das hängt im Wesentlichen mit der besonderen Biographie der Ausbilder zusammen. Im Blick auf unser Institut ist auf dreierlei zu verweisen: Frau Dr. Hadinger hat die logotherapeutische Methodik erweitert, eine Fülle von logotherapeutischen Methoden entwickelt, welche die Therapeuten in Stand setzen, souveräner mit der Vielfalt psychischer Probleme umzugehen.

Ich selbst befasse mich intensiv mit empirischer Psychotherapieforschung. Die Kollegen in diesem Forschungsfeld befassen sich mit der einfachen Frage: „Welche Therapien wirken wirklich?“ Das ist eine einfache Frage, die allerdings nicht ganz einfach zu beantworten ist. Wenn Sie logotherapeutische Ausbildung auf der Höhe der Forschung betreiben wollen, müssen Sie im Gespräch mit der empirischen Psychotherapieforschung bleiben. Zum anderen befasse ich mich mit dem philosophischen Gespräch innerhalb der Therapie.

ZSOK: *Sie haben zu diesem Thema ein imponierendes Buch geschrieben. Es trägt den Titel „Philosophie für helfende Berufe“. Was ist der Grundgedanke?*

KURZ: Wissenschaftliche Texte sind immer im Horizont der Figur von „Herausforderung und Antwort“ zu verstehen. Dieses Buch ist Antwort auf eine besondere Herausforderung. Herausgefordert hat mich der leider viel zu früh verstorbene Klaus Grawe.¹ Er war, wie Sie wissen, der prominenteste Vertreter der empirischen Psychotherapieforschung im deutschsprachigen Raum. Er hat mir übrigens in einem persönlichen Gespräch einmal „gestanden“, dass er im Prinzip logotherapeutisch denke. Vielleicht hat er deshalb in seinen wichtigsten Büchern Frankl kaum erwähnt. Aber das nur nebenbei. Was ich sagen wollte, ist dies: Auch Grawe ging davon aus, dass die Lebensziele, die ein Patient angibt, zu seinen wichtigsten Ressourcen zählen. Aus diesem Grunde hinterfrage er sie nicht. Nehme sie vielmehr nur wahr und helfe den Patienten, sie zu realisieren. Ich glaube, Letzteres ist falsch. Falsch deshalb,

¹ **Klaus Grawe** (1943 – 2005), wuchs in Hamburg auf. Nach seiner Habilitation in Psychologie 1979 wurde er an die Universität Bern zum Inhaber des Lehrstuhls für Klinische Psychologie und Psychotherapie berufen. Durch zahlreiche Forschungen über die Wirksamkeit der verschiedenen Psychotherapierichtungen machten ihn international bekannt. Einige Bücher von ihm: *Psychotherapie im Wandel – von der Konfession zur Profession* (1994); *Psychologische Psychotherapie* (1998); *Neuropsychiatrie* (2004). Sein Anliegen war, den Schulenstreit zu überwinden und die Grundlagen einer Allgemeinen Psychotherapie zu entwickeln. Bis kurz vor seinem Tod arbeitete Grawe an der Validierung von fünf Wirkfaktoren, die therapieschulenübergreifend *notwendige Voraussetzungen* für das Gelingen von Psychotherapie sind (nach Wikipedia).

weil der Mensch die unglückselige „Gabe“ hat, sich in seinen Zielvorstellungen zu überschätzen, zu unterschätzen, Ziele zu hegen, die fremdbestimmt sind, Ziele zu formulieren, die unter seinem ethischen Niveau sind usf.

ZSOK: *Dem würde ich sofort zustimmen. Deshalb sollte man darüber mit Patienten ein diesbezüglich klärendes Gespräch führen, das Sie ein philosophisches Gespräch nennen!?*

KURZ: So ist es.

ZSOK: *Wenn ich nochmals auf Ihr Buch „Philosophie für helfende Berufe“ zurückkommen darf, so weiß ich nun, was Sie herausgefordert hat, dieses Buch zu schreiben. Aber ist es Ihnen auch möglich, angesichts der Fülle der Reflexionszusammenhänge einen zentralen Gedanken herauszustellen?*

KURZ: Zunächst möchte ich Ihnen sagen, dass die Frage, die Sie stellen, sehr wichtig ist. Manchmal verstehen wir den Sinn philosophischer Erörterungen nicht, weil der Autor von unausgesprochenen Voraussetzungen ausgeht; z.B. von einem Interpretament menschlicher Existenz, das für ihn Plausibilität hat, aber nicht für jedermann. Es ist für den philosophierenden Menschen keine Schande, von Axiomen auszugehen und sein Denken auf Axiomen im Sinne von Fundamentalwahrheiten zu gründen, deren Wahrheitsgehalt u.U. nur ihm einleuchtet und durchaus nicht für jedermann Evidenz hat. Entscheidend ist, dass die Axiome offengelegt werden.

ZSOK: *Wenn Sie so argumentieren, kann ich wohl davon ausgehen, dass auch Ihrem philosophischen Denken ein Axiom oder ein axiomatischer Gedankengang zugrunde liegt, der für Sie durch und durch plausibel ist, für andere aber durchaus nicht evident sein muss.*

KURZ: Genauso ist es, Herr Zsok. Und ich nehme an, dass Sie nun wissen wollen, um welchen axiomatischen Gedanken es sich handelt.

ZSOK: *Genauso ist es, Herr Kurz. Und es würde mich interessieren, woher dieser Gedanke stammt.*

KURZ: Nun, woher dieser Gedanke stammt, weiß ich nicht. Mein Gefühl sagt mir, ich hätte ihn, seit ich denken kann, gedacht. Das entspricht sicher nicht dem biographischen Sachverhalt. Aber dieses Gefühl zeigt an, dass es eine tiefe Affinität zwischen diesem Gedanken und mir selbst gibt. So ist auch die Plausibilität zu erklären, die dieser Gedanke für mich hat. Sicher habe ich in meinen frühen Jahren irgendwann von diesem Gedanken, der mir unmittelbar einleuchtet, gehört. Wann und wo, weiß ich nicht. Was ich weiß, ist, dass ich ihn später in der Philosophie des Spaniers Ortega y Gasset [1883 – 1955] in einer reifen Form ausformuliert gefunden habe.

Aber nun zur Sache. Im Grunde handelt es sich um die Überzeugung – um nicht zu sagen, um die tiefe Gewissheit –, dass der Mensch in seiner Tiefe „Entwurf“ ist. Dieser Entwurf ist in der Tiefe eines Menschen angesiedelt. Er ist potentieller Natur. Er soll aktuell werden. Er ist zugleich essentieller Natur, d.h. er zeigt an und auf, wie der jeweilige Mensch eigentlich ist, wie er, um es theologisch zu formulieren, von Gott gedacht ist. Ist dem so, dann ergibt sich daraus für den Menschen eine zentrale Aufgabe: nämlich zu entdecken, wie er „im Grunde“ ist und im Verlauf seines Lebens immer prägnanter derjenige zu werden, der er im Grunde ist.

ZSOK: *Der Gedanke ist reizvoll. Aber er hat eine Schattenseite. Wird der Mensch auf diese Weise nicht als Marionette am Faden eines ihm angeblich zugrunde liegenden Entwurfs misinterpretiert?*

KURZ: Worauf Sie anspielen ist sehr wichtig. Übersetzt man das Bild von der Marionette ins Begriffliche, dann geht es um die Frage nach der Freiheit menschlicher Existenz. Dazu ist m.E. Folgendes zu sagen: Es gibt keine absolute Freiheit. Es gibt Freiheit immer nur im Zusammenhang mit Bindung und Gebundenheit. Der Entwurf, der einem Menschen zugrunde liegt, ist ihm vorgegeben. Der Mensch ist nicht der Schöpfer dieses Entwurfs, sowie er nicht der Schöpfer seiner somato-psychischen Existenz ist. In dieser Hinsicht ist er gebunden. Sie können auch sagen: unfrei.

ZSOK: *Das leuchtet mir ein, ja. Worin aber zeigt sich seine Freiheit?*

KURZ: Zunächst zeigt sich seine Freiheit in der Freiheit, den Entwurf zu entdecken oder auf Entdeckung zu verzichten. Ich nehme an, dass es nicht wenige Menschen gibt, die tun, was man ihnen sagt und nur selten, vielleicht niemals darüber nachdenken, was ihre ureigenste Bestimmung ist. Das ist das eine. Zum anderen ist darauf hinzuweisen – um den Sachverhalt an einem architektonischen Beispiel klarzumachen –, dass der Entwurf eines Hauses nicht das Haus ist. Der Entwurf ist gleichsam die Orientierungsleitlinie, die den Bau des Hauses reguliert.

ZSOK: *Ein alter, ein zuverlässiger Gedanke von Platon, wenn ich das hier einfügen darf.*

KURZ: Ja, in einer modernen Form bei Ortega y Gasset.

ZSOK: *Zum Begriff Entwurf nun: Soll das heißen, dass sich die Freiheit des Menschen in der Art und Weise zeigt, wie das Haus gebaut wird; soll heißen: wie das jeweilige Leben gestaltet wird?*

KURZ: Genauso ist es. In der Art der Lebensgestaltung realisiert der Mensch seine Freiheit. Lebensgestaltung aber ist immer Gestaltung von Beziehung. Es geht dabei, im Prinzip, um die Gestaltung der Beziehung zu sich selbst. Zu den Menschen, mit denen man unterwegs ist: dem Nächsten, dem Nahen und dem Fernsten. Es geht auch um die Beziehung zur Natur und zum künstlichen Kosmos in Form von Kultur und Zivilisation. Entscheidend ist jedoch, dass der Gestaltungsvorgang möglichst eigen-sinnig, im ursprünglichen Sinne des Wortes, ausfällt; d.h. in Bindung an den Entwurf.

ZSOK: *Wann und wie entdeckt man denn diesen Entwurf?*

KURZ: Zum ersten Mal – möglicherweise – dann, wenn man sich selbst zum Gegenstand des Denkens macht. Zum letzten Mal – möglicherweise – dann, wenn man auf seinem Sterbebett liegt. Ich möchte damit sagen, dass die Entdeckung des einem zugrundeliegenden Entwurfs wahrscheinlich erst mit dem je eigenen Ende zu Ende geht. Das ist so, weil der jeweilige Blick auf den je eigenen Entwurf perspektivisch ist, nicht panoramisch. Man erblickt zu einem bestimmten Zeitpunkt immer nur einen Teil des Entwurfs. Die Perspektive ändert sich im Prozess des Lebens. Und die Weise des Blickens ändert sich mit wachsender Lebenserfahrung.

ZSOK: *Und wie entdeckt man den Entwurf?*

KURZ: Ich denke: durch Besinnung, im ursprünglichen Sinne des Wortes. Man könnte auch sagen: durch Meditation.

ZSOK: *Was meinen Sie, wenn Sie von Besinnung bzw. Meditation sprechen?*

KURZ: Besinnung ist Konzentration auf sich selbst in der Absicht, den Sinn zu entdecken, den zu realisieren mir in „personaler Exklusivität“ (Frankl) aufgetragen ist. In unserem Diskussionszusammenhang bzw. in unserem so spannenden Gespräch handelt es sich um das, was ich den „Entwurf“, der einem Menschen zugrunde liegt, genannt habe. Natürlich kann man die Entdeckung in vielen Lebenslagen machen. Dennoch gibt es günstige und weniger günstige Lagen. Empfehlenswert ist der Rückzug. Sich gelegentlich „aus dem Verkehr zu ziehen“, irgendwo an einem einsamen Ort sich auf sich selbst zu besinnen ist in dieser Hinsicht gut, um dann durch Meditation dem Entwurf auf die Spur zu kommen.

ZSOK: *Durch welche Art der Meditation?*

KURZ: Die Prinzipien der Meditation, die ich meine, sind in Stille hellwach zu sein, völlig gegenwärtig zu sein, hochkonzentriert zu sein und so lange nichts zu denken, bis man sich selbst auf die Spur kommt, soll heißen: auf die Spur des Entwurfs in der je eigenen Tiefe. Das kann sich in relativer Bewegungslosigkeit – z.B. im meditativen Sitzen –, das kann sich in der Bewegung – z.B. im meditativen Gehen – ereignen, das kann sich in jeder Handlung ereignen.

ZSOK: *Das letzte verstehe ich nicht ganz.*

KURZ: Nun, es geht im Rahmen der Meditation darum, sich eine personale Gesamtverfassung anzueignen, die man auf alle Lebensvollzüge übertragen kann. Viele Menschen gehen davon aus, Meditation ereigne sich ausschließlich an stillen, heiligen Orten, vorzugsweise in Klöstern. Das ist falsch. In einem Kloster zu meditieren bzw. das Meditieren wieder zu lernen

ist am einfachsten, eben weil die Bedingungen dort ideal sind: Man ist aus dem Getriebe der Welt herausgenommen. Man ist für sich. Es ist still. Entscheidend aber ist, wie gesagt, die Übertragung der durch Meditation gewonnenen psychisch-geistigen Gesamtverfassung auf möglichst viele Lebensvollzüge.

ZSOK: *Wie sieht das in Ihrem Leben aus?*

KURZ: Ich habe mich schon vor Jahrzehnten intensiv mit Meditation befasst, praktisch und theoretisch; auch einiges dazu geschrieben. Heute versuche ich wichtige Lebensvollzüge meditativ zu gestalten. Grundprinzipien der Meditation sind – wie gesagt – hellwach zu sein, völlig gegenwärtig zu sein, hoch konzentriert zu sein. In diesem Sinne und in dieser Haltung versuche ich zu schreiben, zu unterrichten, Vorlesungen zu halten, Gottesdienste zu halten, Gespräche zu führen, zu musizieren und vieles mehr.

ZSOK: *Sie musizieren auch? Jetzt bin ich aber überrascht und neugierig ...*

KURZ: Ja, wenn ich Zeit finde, spiele ich meine Querflöte. Nicht sehr virtuos, aber mit großer Lust. Meistens Barockmusik.

ZSOK: *Ganz toll, das freut mich, ja. Und auch das hat etwas mit Meditation zu tun? Wenn ich Sie richtig verstehe, dann ist Meditation, wie Sie sie verstehen, eine psychologische Technik, um sich psychisch gesund zu halten, oder doch etwas anderes?*

KURZ: Gut, dass Sie das ansprechen. Hier gilt es, Missverständnisse zu vermeiden. Wenn man das Meditieren wieder lernt, wird man sich auch über technische Details miteinander verständigen: über die rechte Art zu sitzen oder zu gehen. Über die rechte Art zu atmen, zum Beispiel. Aber aufs Ganze gesehen ist Meditation keine Technik, vielmehr die Weise, das Leben richtig zu führen. Besser: die richtige Weise, da zu sein. Außerdem ist die psychische Gesunderhaltung nicht das Ziel der Meditation, vielmehr ein positiver Nebeneffekt.

ZSOK: *Und was ist das Ziel?*

KURZ: Das Meditieren, welches diesen Namen verdient, ist eine spirituelle Übung. Es gilt, in eine personale Gesamtverfassung gleichsam einzuschwingen, in der man offen wird für eine letzte Berührung. Hier kommt man an die Grenze des Sagbaren. Paul Tillich würde in seiner philosophisch-abstrakten Art von der Berührung durch das Sein-Selbst oder vom Grund des Seins sprechen. Diese Berührung kann man nicht erzwingen. Sie kommt – wie der Glaube – von weit her. Aber man kann offen für sie werden. Meditation, die lediglich darauf zielt, psychische Gesundheit zu erhalten, ist – ich will es drastisch ausdrücken – kastrierte Meditation. Wahre Meditation ist spirituell.

ZSOK: *Zwei Dinge interessieren mich noch in diesem Zusammenhang. Zum einen ist mir aufgefallen, dass Sie immer wieder sagen, dass man das Meditieren nicht lernt, sondern wieder lernt. Zum anderen würde ich gerne wissen, wie man das Meditieren und das Gehen zusammen denken kann, wobei dies zunächst eher eine Sache der Empfindung ist.*

KURZ: Ich bin gewiss: Der Mensch kommt als meditatives Wesen zur Welt. Beobachten Sie ein spielendes Kind. Es ist hellwach. Völlig gegenwärtig. Zeitvergessen. Höchst konzentriert. Und vielleicht ist es verkehrte Erziehung, die aus Kindern dekonzentrierte, zappelige Wesen macht, die immer nur an den Kick von gestern oder den Kick von morgen denken, aber niemals völlig gelassen da zu sein vermögen. Wenn es so ist, müssen wir eben wieder lernen, was wir ursprünglich immer schon konnten. Das zum ersten Teil Ihrer Frage.

Was den zweiten Teil angeht, darf ich Sie an die Starezen der vergangenen slawischen Welt erinnern. Es handelt sich um wandernde Mönche. Sie sind täglich große Strecken gelaufen. Im Gehen haben sie das so genannte Herzensgebet innerlich gesprochen: beim Einatmen „Herr Jesus Christus“, beim Ausatmen „erbarme dich meiner“. Aber auch in der zen-buddhistischen Welt gibt es das meditative Gehen. Denken Sie an das Kin-hin.

ZSOK: *Spielt das meditative Gehen auch in Ihrem Leben eine Rolle?*

KURZ: Vor allem immer dann, wenn ich über den Athos laufe. Sie wissen: Es handelt sich um die Mönchsrepublik im Norden Griechenlands, um den nördlichen Finger der Chalkidike.

Ich besuche den Athos immer wieder. Dort läuft man von Kloster zu Kloster. In einer herrlichen Landschaft mit einer herrlichen Vegetation. In der verzaubernden Atmosphäre orthodoxer Spiritualität. Da wird das Gehen wie von selbst zum meditativen Prozess.

ZSOK: *Danke und hier würde ich einen weiteren Schritt tun. Ich persönlich kenne und schätze sehr alle Ihre Schriften. Schließlich waren Sie mein Lehrer drei Semester und damals schon fand ich die Klarheit und Präzision Ihrer Gedankengänge bestechend. Welche aus den allerersten Schriften zur Logotherapie oder auch zur Theologie würden Sie als „reif“ und „bleibend“ bezeichnen?*

KURZ: Die Frage, lieber Herr Zsok, macht mich verlegen. Ich glaube, nicht der Schreiber, vielmehr der Leser sollte darüber urteilen, welcher Text „reif“ ist oder bleibende Bedeutung hat. Ich denke in dieser Hinsicht rezeptionsästhetisch. Phänomene des objektiven Geistes, gleichgültig ob es sich um Bilder, Musik oder auch Texte handelt, haben keine Bedeutung an sich, gewinnen ihre Bedeutung vielmehr durch diejenigen, die sie rezipieren; d.h. sie wahrnehmen, sich mit ihnen auseinandersetzen, sich von ihnen distanzieren, sich mit ihnen identifizieren, sie sich aneignen. Natürlich freue ich mich, wenn Sie andeuten, dass meine Schriften für Sie wichtig geworden sind. Für andere mögen sie völlig bedeutungslos sein.

ZSOK: *Aber dennoch möchte ich den Lesern aus Ihren Schriften zitieren. (Siehe im dritten Teil dieses Buches). Zumindest einige Beispiele bringen, denn letztlich sollte ein jeder selbst die Bücher, die Sie geschrieben haben, lesen. Um es nach meiner Empfindung zu sagen: Bei Ihren Büchern handelt es sich um auf hohem Niveau auskomponierte Essays zu einer oder über eine wissenschaftlich bzw. psychotherapeutisch bzw. philosophisch – aus Ihrer Sicht – relevante Frage. Das führt mich nun zu einem weiteren Gedanken. Wenn Sie einverstanden sind, möchte ich Sie fragen, was „Schreiben“ überhaupt für Sie bedeutet.*

KURZ: Ja, was mein Schreiben angeht, so kann ich Ihnen dies sagen: Wichtig ist mir die gedankliche Klarheit, die Schönheit des Ausdrucks. Wenn ich ein Buch oder einen Aufsatz schreibe, beginne ich immer mit einer Gedankensammlung. Nur einen Teil der so gewonnenen Einsichten formuliere ich dann aus. Ich bemühe mich, nicht erst auf Seite 99 zum ersten, wirklich wichtigen Gedanken zu kommen. Die Leitlinien meines Schreibens habe ich von Schulz v. Thun übernommen. Sie kommen in folgenden Begriffen auf den Punkt: Struktur, Prägnanz, Einfachheit, Stimulanz. Ein guter Text sollte gegliedert und einsichtig aufgebaut sein. Die Formulierungen sollten treffend sein; so einfach wie möglich und so kompliziert wie nötig. Außerdem sollten sie das Denken des Lesers anregen; intellektuell und emotional zugleich. Letztlich sollte „Vergnügen am Text entstehen“, sowohl auf der Seite dessen, der schreibt, als auch auf der Seite dessen, der liest. Aber – ich denke, Sie wissen das auch –, bevor dieses Vergnügen beim Autor entsteht, hat er viel Mühe durchstanden. Bei mir ist das jedenfalls so.

ZSOK: *Können Sie einen Denker benennen, der Ihnen in stilistischer Hinsicht als Vorbild dient?*

KURZ: Ja, Herr Zsok, das kann ich. Die Stilform, die ich sehr bewundere, ist der Essay. In dem, was Sie vorhin dazu gesagt haben, fühlte ich mich verstanden, ja. Einer, der diese Form formvollendet beherrscht, ist der spanische Philosoph Ortega y Gasset. Diese Fähigkeit, die Präzision begrifflichen Denkens mit bildhaft-narrativen Ausführungen zu verbinden, bewundere ich sehr. Die Kühle des Begriffs mit der Sinnlichkeit des sprachlichen Bildes zu verquicken ist eine hohe Kunst. Vielleicht kommt der Tag, an dem ich diese Kunst auch ein wenig beherrschen werde.

ZSOK: *In den letzten ca. 15 Jahren haben Sie sich auf „Grenzgebiete“ konzentriert und sind darin ein wahrer Könnler und Kenner geworden. Seelsorge und Psychotherapie, Philosophie und Psychotherapie, aber auch Logotherapie und Religionspädagogik sowie Allgemeinpädagogik und Seelsorgelehre heißen diese Grenzgebiete. Herr Professor Kurz, was ist für Sie ein Grenzgebiet?*

KURZ: Nun, es handelt sich dabei um die von Ihnen genannten Überschneidungsfelder, gleichsam um die Schnittmengen zunächst getrennter wissenschaftlicher Felder und Fächer. Dieses Denken auf der Grenze habe ich von Tillich gelernt. Er war ja, wie Sie wissen, Philosoph und Theologe zugleich. Und ich denke, dass Denken auf der Grenze bzw. vernetztes Denken in den Zeiten unabdingbar ist, in denen immer deutlicher spürbar wird, dass alles mit allem und alle mit allen zusammenhängen, sich wechselseitig beeinflussen und aufeinander angewiesen sind.

ZSOK: *Von 1991 bis 1995 waren Sie erster Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Logotherapie und Existenzanalyse. Es war, wie ich mich teilweise erinnern kann, eine dichte, reiche Zeit der schöpferischen Produktion, aber auch eine Zeit der „Moll-Erfahrungen“ mit verschiedenen Menschen. Es war die Zeit, wo Sie einen großartigen Kongress zum 90. Geburtstag für Viktor Frankl in Wien organisiert haben. Erzählen Sie doch über Gutes, Gelungenes und auch über andere Dinge, wenn Sie mögen.*

KURZ: Sie haben völlig recht, Herr Zsok, es war eine reiche Zeit. Und es gab im logotherapeutischen Zusammenhang einen Tiefpunkt und einen Höhepunkt. Beides hing mit logotherapeutischen Kongressen zusammen, die ich zusammen mit meinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, vor allem mit Frau Dr. Hadinger, in Wien organisiert habe. 1993 hatten wir einen Logotherapiekongress in Wien durchgeführt. Er war für ca. 300 Personen vorgesehen, ca. 500 kamen. Der dafür vorgesehene Theatersaal reichte nicht. Es gab aber in unmittelbarer Nähe einen weiteren Saal, in den das Geschehen auf eine große Leinwand übertragen werden konnte. Das war unser Glück.

Nun ist es ganz ungewöhnlich, wenn Kongresse dieser Art nicht nur in ideeller, vielmehr auch in finanzieller Hinsicht ein voller Erfolg werden. Beides war in diesem Falle der Fall. Es blieben ca. 40.000 DM übrig. Dieses Geld haben wir für die medizinische Betreuung zweier junger Bosnier, die kriegsverletzt waren und die wir aus einem bosnischen Lazarett herausgeholt hatten, ausgegeben. Für Nias, der einen Arm, ein Auge und eine Reihe von Zähnen verloren hatte und dringend eine Prothese benötigte. Für Omer, der sich eine schwere Armverletzung zugezogen hatte. Gegen diese Verwendung des Geldes hat sich eines der Vorstandsmitglieder der DGLE mit dem Argument ausgesprochen, sie sei nicht mit dem Vereinszweck vereinbar. Es beauftragte, ohne mit mir zuvor zu sprechen, einen Rechtsanwalt, der mich aufforderte, das Geld zurückzuerstatten. Ein Gespräch wurde abgelehnt. Das war eine höchst unerfreuliche, ja sehr unangenehme Sache. Und auch wenn sich die betreffende Person nicht durchsetzen konnte, so hat sie doch dafür gesorgt, dass wir etwas nachdrücklich gelernt haben. Zum einen laufen die Dinge immer schief, wenn man zum ausführlichen Gespräch nicht bereit ist. Zum anderen laufen die Dinge immer schief, wenn man dem anderen unterstellt, er handle böswillig.

ZSOK: *Ja, dem stimme ich zu. Und wie war das nun zwei Jahre später, als Frankl 90 Jahre alt wurde, und zwar am 26. März 1995?*

KURZ: Das war ein wirklicher Höhepunkt in dieser Zeit. Diesen Kongress hat das Tübinger Institut vorbereitet und durchgeführt. Tagungsort war das Wiener Konzerthaus. Wir hatten, abgesehen von den Logotherapeuten, so prominente Redner wie Dr. Alfred Pritz, seinerzeit Präsident des Österreichischen Bundesverbandes für Psychotherapie oder die inzwischen verstorbene Dr. Dorothee Sölle, eine sehr bekannte evangelische Theologieprofessorin. Ich hatte damals die Ehre, eine Laudatio auf Viktor Frankl zu halten. Sie ist auf unserer Homepage nachzulesen. Und ich hatte die Ehre, eine dreiviertel Stunde lang mit Viktor Frankl vor dem Publikum – es waren ja ca. 1200 Menschen gekommen – zu sprechen. Es war einer der letzten großen Auftritte Viktor Frankls. Frankl war, wie immer, unglaublich lebendig und geistreich. Er berichtete von seinem Leben, seinem Leiden, seiner Logotherapie. Seine Frau stand hinter den Kulissen und bangte um ihn. Nach vierzig Minuten ließ sie mir einen Zettel auf den Tisch legen. Darauf stand mit dickem Ausrufezeichen: Gesundheit! Die Fülle interessanter Vorträge

und Seminare: z.B. zum Thema „Die Zukunft der Logotherapie“, „Der unbewusste Gott“, „Die Kunst, alt und älter zu werden“, „Die therapeutische Dimension von Religion“ usf. endete mit einem Empfang im Wiener Rathaus. Bei einem Glas Wein und Wiener Walzer im wunderschönen Festsaal des Rathauses klang dieser ausgesprochen heitere Kongress aus. Es war ganz wunderbar.

ZSOK: *An den Gesamteindruck wie auch an manchen Details kann ich mich auch noch gut erinnern. Ich war ja auch dabei. Nun lassen Sie uns wieder, lieber Herr Kurz, das Thema wechseln. Sie haben den Lehrstuhl für Praktische Theologie/ Religionspädagogik am Institut für evangelische Theologie der Universität Gießen inne. Von Ihrer Zeit als Theologieprofessor haben Sie kaum etwas erzählt. Sind Sie gerne akademischer Lehrer?*

KURZ: Der Umgang mit Studentinnen und Studenten macht mir immer wieder große Freude. Dennoch hat auch die akademische Existenz beides: eine Lichtseite, eine Schattenseite. Sprechen wir zunächst über die Lichtseite. In diesem Zusammenhang möchte ich einen ungewöhnlichen Einstieg in die nun anstehende Diskussion probieren. Mein Stichwort lautet: Lebensqualität.

ZSOK: *Ich bin sehr gespannt, worauf Sie hinauswollen.*

KURZ: Nun, ich denke, wir müssen in den kommenden Jahren unsere Lebensqualität in einem bestimmten Sinne eminent steigern. Und dies, um die Ausbeutung der Ressourcen dieser Erde auf ein erträgliches Maß zu reduzieren. Das klingt zunächst widersprüchlich, ist es aber nicht. Der sein Leben human gestaltende Mensch kann einfach leben. Der sein Leben sinnvoll gestaltende Mensch muss nicht überzogen konsumieren. Nur das permanent frustrierte Subjekt steht in der Gefahr, Frustration durch Konsum zu kompensieren.

ZSOK: *Dann stellt sich allerdings die Frage, was dies in diesem Zusammenhang heißt, Leben human zu gestalten.*

KURZ: So ist es. Und ich will auf die Frage mit einer Frage antworten: Was gibt es für einen gebildeten Menschen Erfreulicherer, als sich mit einem anderen gebildeten Menschen über dieses merkwürdige, zutiefst rätselhafte, unglaublich vielfältige Leben, in das wir eine zeitlang gestellt sind, zu verständigen? Was gibt es für einen Menschen Interessanterer, als mit einem anderen Menschen über existentielle Grundfragen, über naturwissenschaftliche, sozialwissenschaftliche, geisteswissenschaftliche Detailfragen, über die Welt der Kunst, die Welt der Technik ins Gespräch zu kommen? Wer wirkliche Lebensqualität will, muss die Kultur des Gesprächs fördern. Um es ganz knapp zu formulieren: Der von Gespräch verzauberte Mensch muss nicht permanent überzogen konsumieren.

ZSOK: *Hier ist allerdings einzuwenden, dass es mit einer Gesprächskultur, wie Sie sie im Auge haben, geschätzter Herr Kurz, in weiten Teilen unserer Gesellschaft schlecht bestellt ist. Sie setzt nämlich Bildung voraus.*

KURZ: Genau darum geht es mir. Hier steht Bildungsorientierung gegen Konsumorientierung; übrigens auch gegen Konsumorientierung im medialen Bereich. Man denke z.B. an überzogenen Fernsehkonsum. Die Lust mit Menschen zu sprechen setzt allerdings Interesse an existentiellen Fragen voraus, philosophisches und wissenschaftliches Interesse, eine Vielfalt von Kenntnissen, die Fähigkeit, präzise zu hören und Artikulationsfähigkeit. Was wir nicht mehr steigern können, wenn wir nicht zugrunde gehen wollen, ist die Ausbeutung der Natur. Was wir steigern sollten, wenn wir unsere Lebensqualität erhalten und sogar erhöhen wollen, ist – ich will es einmal leichtfüßig formulieren – das Vergnügen am Gespräch.

ZSOK: *Und dies alles hat nun, nehme ich stark an, auch etwas mit Ihrem Selbstverständnis als akademischer Lehrer zu tun?*

KURZ: Genauso ist es. Ich denke, dass der akademische Lehrer nicht nur dazu da ist, berufliche Kompetenz zu vermitteln. Er ist vor allem dazu da, so in die Welt des Geistes einzuführen, dass junge Menschen von dieser Welt verzaubert werden und mit anderen über diese

Welt ins Gespräch kommen. Es ist an der Zeit, das Gespräch wieder als Mitte der Existenz zu verstehen.

ZSOK: *Der Gedanke, einfach zu leben bei gleichbleibender oder sogar erhöhter Lebensqualität hat seinen eigenen Charme.*

KURZ: Und ich denke, dass es dafür in der Geschichte Beispiele gibt. Ein geradezu idealtypisches Beispiel ist Franziskus Bernardone aus Assisi. Er wollte nichts besitzen als eine Kutte mit einem Strick und Beinkleidern. Ein Akrobat der Mittellosigkeit. Das Faszinierende dieser Gestalt liegt jedoch darin, dass er trotz und auf der Basis dieser Mittellosigkeit ein äußerst originelles Leben führte und ein Höchstmaß an persönlicher Erfüllung erlangte. Die hier erscheinende Korrespondenz von Mittellosigkeit und Sinnerfüllung stellt das Faszinosum und das für die moderne Welt Beispielhafte dar.

ZSOK: *Wenn Sie, lieber Herr Kurz, die Aufgabe eines akademischen Lehrers jedoch von daher bestimmen, dann gerät die Vermittlung beruflicher Kompetenz u.U. ins Abseits; in Ihrem Falle die Vermittlung all derjenigen Kompetenzen, die man benötigt, um ein guter Religionslehrer zu werden. Oder was meinen Sie dazu?*

KURZ: Das sehe ich etwas anders. Lehrer und natürlich auch gerade Religionslehrerinnen und Religionslehrer sollten sich entwickeln. Die Linie der Entwicklung lautet: von der Lehrkraft zur Lehrerpersönlichkeit. Studieren sollte nicht in der Aneignung von berufsrelevantem Wissen aufgehen. Die Zeit des Studierens sollte eine eigen-sinnige Zeit der Persönlichkeitsentwicklung sein. So mit Studenten zu kommunizieren, dass sie sich zu Persönlichkeiten entwickeln können, ist m.E. eine zentrale Aufgabe des Lehrers überhaupt, und auch des akademischen Lehrers. Die modernistische Tendenz, den Studenten als Kunden wahrzunehmen, der eine bestimmte Dienstleistung von seinem Professor nicht nur einfordert, vielmehr auch beurteilt, halte ich für einen Irrweg. Im Übrigen ist es natürlich für den Religionslehrer wichtig, dass er über fachwissenschaftliche Kompetenz verfügt, also etwas von Theologie versteht; dass er über fachdidaktische Kompetenz, also etwas von Pädagogik versteht. Das ist selbstverständlich. Entscheidend aber ist, dass er sich zu einer Persönlichkeit entwickelt: gerade als Religionslehrer.

ZSOK: *Gut. Wenn Sie so pointiert formulieren, muss ich natürlich fragen, was Sie unter einer Persönlichkeit verstehen.*

KURZ: Persönlichkeit ist ein idealtypisches Konstrukt. Man kann ihm weniger entsprechen. Man kann ihm mehr entsprechen. Man sollte nicht sagen: Der da ist keine Persönlichkeit. Der da ist eine. Man sollte vielmehr sagen: Jeder ist Persönlichkeit in einem bestimmten Maße. Im Horizont meines anthropologischen Denkens möchte ich so formulieren: In dem Maße, in dem ein Mensch fähig ist, dem ihm zugrunde liegenden Entwurf zu entdecken und ihn im lebensfreundlichen Umgang mit sich, den anderen und der Welt zum Ausdruck zu bringen, ist er eine Persönlichkeit.

ZSOK: *Sie wollten aber auch etwas zur Schattenseite Ihrer beruflichen Existenz sagen.*

KURZ: Das betrifft die unsinnige Veränderung von Strukturen, ohne zu fragen, ob sie sich bewährt haben oder nicht. Was ich ihm Rückblick auf mein berufliches Leben im Ganzen beobachte, ist dies: In regelmäßigen Abständen wird etwas im Bildungsbereich – an den Schulen, an den Universitäten, es mag auch in anderen gesellschaftlichen Kontexten gelten – verändert. Der mehr oder weniger autoritäre Impuls kommt von oben. Es wird angeordnet. Dabei werden diejenigen, die die Veränderung durchführen sollen, nicht gefragt, ob sie die Veränderung für sinnvoll halten. Es wird dekretiert. Und sie werden, ohne gefragt worden zu sein, gezwungen, ihre eigenen beruflichen Lebensbedingungen nach Maßgabe einer weitgehend anonymen Macht zu verändern. Und immer handelt es sich um strukturelle Veränderung, nicht, was man sinnvollerweise verändern sollte, verändert man. Man verändert, was man „leicht“ verändern kann. Strukturen kann man relativ leicht verändern. Sich zu verändern ist schwer. Den destruktiven Zeitgeist zu verändern ist schwer. Einstellungen zu verändern ist

schwer. Eine geistige Atmosphäre zu schaffen, die Menschen motiviert, aufzubrechen, Leben sinnvoll zu gestalten, die Welt ein Stück besser zu machen, ist schwer.

ZSOK: *Nun wirken Sie ja an der Universität Gießen. Welche strukturellen Veränderungen haben Sie diesbezüglich im Auge?*

KURZ: Das Stichwort lautet Modularisierung. Alle Ausbildungspläne an den hessischen Universitäten – Gießen, Marburg, Frankfurt a.M. – wurden in den letzten Jahren modularisiert. Das Ziel war innereuropäische Kompatibilität der Ausbildungsgänge herzustellen und die Studienzeiten zu verkürzen. Der Effekt ist, dass in der Theologie z.B. die Kompatibilität innerhalb von Hessen nicht mehr gegeben ist, ein allgemeines Ausbildungschaos herrscht und sich die Studienzeiten mit großer Wahrscheinlichkeit verlängern werden; einmal abgesehen vom negativen Effekt, den diese Strukturreform auf die Persönlichkeitsentwicklung von Studentinnen und Studenten hat.

ZSOK: *Wie meinen Sie das, etwas konkreter?*

KURZ: Modularisierung bedeutet ja, dass der Student gezwungen ist, in einer vorgegebenen Reihenfolge bestimmte Module, d.h. vorgegebene Kombinationen von Lehrveranstaltungen zu studieren. Man traut ihm nicht mehr zu, sich selbstbestimmt im Blick auf seine persönlichen Interessen und im Blick auf sein Studienziel Lehrveranstaltungen zusammenzustellen. Die Universität wird im Prinzip verschult. Das heißt: Man nennt Universität, was keine Universität mehr ist. Keine moderne Gesellschaft kann auf akademische Elite verzichten. Kennzeichen von Elite ist: Selbstbestimmung, Autonomie, Kreativität, Wille und Fähigkeit, gesellschaftliche Verantwortung zu übernehmen. Das heimliche, ja unheimliche Curriculum der Modularisierung konterkariert genau dies.

ZSOK: *Das leuchtet mir ein, aber ich werde das Gefühl nicht los, dass Sie überhaupt etwas gegen strukturelle Veränderung haben. Vielleicht können Sie in dieser Hinsicht noch etwas deutlicher werden.*

KURZ: Es gibt Leben verhindernde Strukturen. Es gibt tödliche Strukturen. Sie müssen verändert werden. Möglichst radikal. Möglichst schnell. Es gibt auch sehr lebensfreundliche strukturelle Verhältnisse und dennoch geschieht nichts Gescheites, weil oder wenn niemand da ist, diese strukturellen Verhältnisse zu nutzen. Vor jeder strukturellen Veränderung ist demzufolge zunächst zu fragen, ob die positiven Spielräume, die innerhalb der Strukturen gegeben sind, überhaupt genutzt werden. Wenn nicht, dann muss nicht der Spielraum verändert werden, der Spieler muss sich verändern. Das heißt: Man muss mit dem Spieler so kommunizieren, dass er fähig wird, die vorgegebenen strukturellen Spielräume optimal zu nutzen. Das ist das eine. Zum anderen müssen diejenigen, die strukturelle Veränderungen durchführen sollen, dafür gewonnen werden; d.h. sie müssen sie nicht nur als etwas Sinnvolles einsehen, sie müssen selbst zu überzeugten Subjekten der Veränderung werden. Das heißt: strukturelle Veränderung muss immer einen Vorlauf haben: Alle Beteiligten müssen solange im Rahmen eines möglichst herrschaftsfreien Dialogs miteinander reden, bis ein Modell struktureller Veränderung erstellt ist, das man – zumindest in der Grundstruktur – als sinnvoll erlebt und sich deshalb an der Verwirklichung von Herzen beteiligt.

ZSOK: *Wenn ich Sie richtig verstehe, dann war das in Ihrem Falle wohl nicht der Fall, um es so wortspielerisch zu formulieren.*

KURZ: Ganz und gar nicht. Ich kenne keinen Kollegen, der sich nicht an der sinnvollen strukturellen Veränderung beteiligen würde. Die Dekretierung von oben aber hat dazu geführt, dass alle intensiv darüber nachgedacht haben, wie sie das, was sie bisher immer schon gemacht haben, nun in modularisierter Form machen können. Und da Professoren in der Regel nicht ganz dumm sind, haben sie das auch hinbekommen. Der Preis dafür ist allerdings hoch: Durchaus nötige strukturelle Innovation wird so unterlaufen, die Lust an sinnvoller Neuorientierung zerstört, unglaublich viel Zeit und Kraft im Rahmen unendlich vieler, völlig überflüssiger Sitzungen geraubt.

ZSOK: *Welches Resümee ergibt sich für Sie aus all diesen Erfahrungen?*

KURZ: Das Verändern, um des Veränderns willen ist – psychologisch gedeutet – eine hysterische Tendenz. Das Bewahren, um des Bewahrens willen ist – wiederum psychologisch gedeutet – eine zwanghafte Tendenz. Entscheidend ist, dass man genau wahrnimmt, was verändert werden muss, weil es Leben verdirbt, und was bewahrt werden muss, weil es Leben erhält. Konservative und innovative Elemente sind auszubalancieren. Im Übrigen bin ich fest davon überzeugt, dass Albert Schweitzer Recht hat, wenn er dem Sinne nach sagte: Das Heil der Welt liegt nicht in immer neuen Maßnahmen, sondern in einer neuen Gesinnung.

ZSOK: *Das ist vortrefflich gesagt, ja. Lieber Herr Kurz, Sinn dieses Interview ist es, Sie als wichtigen Vertreter der Dritten Wiener Schule der Logotherapie ein wenig kennenzulernen und dies im Blick auf Ihr berufliches und persönliches Denken. Natürlich wäre noch vieles zu besprechen, aber angesichts des knapp bemessenen Raumes möchte ich Sie zuletzt noch dies fragen: Sie verstehen sich ja vorrangig als Theologe. Bald werden Sie, wenn ich richtige sehe, emeritiert und haben inzwischen nicht wenig Erfahrung im akademischen Bereich. Worin sehen Sie die Bedeutung der Theologie und welche Funktion hat sie eigentlich heute noch an der Universität?*

KURZ: Darauf erschöpfend zu antworten würde Bücher füllen. Ich will zwei Aspekte herausgreifen: den gesellschaftlichen und den existentiell-individuellen. Niemand lebt monadisch. Wir alle leben in staatlichen und gesellschaftlichen Zusammenhängen. Gelingendes Leben hängt u.a. auch davon ab, dass das, was sich in Staat und Gesellschaft bewährt hat, also lebensförderlich war und ist, bewahrt bleibt und dasjenige, was lebenshinderlich ist, möglichst schnell verändert wird. Bewahrung und Veränderung sind jedoch nur möglich, sofern man das Objekt der Veränderung und Bewahrung versteht. Sie können ein Auto nicht warten oder reparieren, wenn Sie das Prinzip des Motors und das Zusammenwirken der Einzelelemente einer Maschine nicht verstanden haben. Unsere staatliche und gesellschaftliche Welt ist jedoch auch nur zu verstehen, sofern sie den Werdeprozess verstanden haben, der zur aktuellen staatlich-gesellschaftlichen Situation geführt hat. Dieser Prozess ist jedoch im Blick auf seine Anfänge und über weite Strecken hin vom Christentum bestimmt. Ohne Verständnis der christlichen Religion kein Verständnis der modernen Welt. Ohne Verständnis der modernen Welt keine humane Fortentwicklung dieser Welt. Eine Aufgabe der Theologie aber ist es, ein diesbezüglich hochdifferenziertes Verständnis zu erarbeiten.

ZSOK: *Sie sprechen immer wieder vom Verständnis, das für mich eher mit einem hochentwickelten Denken zu tun hat. Was ist mit dem existentiell-individuellen Aspekt, mit der tiefen Empfindung der Seele?*

KURZ: Jeder Mensch muss im Verlauf seines Lebens ein möglichst lebensfreundliches Selbstverständnis entwickeln. Sicher auch eine tiefe Seelenempfindung, wie Sie das sagen. Jeder Mensch muss über seine Bestimmung zunächst nachdenken. Darüber, wofür er die ihm anvertraute Zeit sinnvoll nutzen will. Wenn er in Grenzsituationen gerät – kämpfen muss, leiden muss, sterben muss oder den Kampf, das Leiden, das Sterben ihm nahestehender Menschen miterlebt –, wird er in existentielle Grundfragen geradezu hineingestoßen: in die Frage z.B., wohin die Fahrt letztlich geht. Was trägt, wenn alle vorläufigen Stützen brechen. Wie Schuld auszuhalten ist, wenn nichts mehr gutgemacht werden kann. Wie man trotz allem ein sinnvolles Leben führen kann. Die Religionen geben Antwort auf diese Fragen; auch die christliche Religion. Diese Antworten haben den Charakter des Angebots. Aufgabe der Theologie ist es, die Antworten für die jeweilige Zeit so zu formulieren, dass sich der einzelne Mensch damit identifizieren und von daher sein Leben in lebensfreundlicher Weise verstehen und bestehen kann.

ZSOK: *Aber gibt es nicht allzu viele Menschen, die einfach in den Tag hineinleben, ohne sich groß Gedanken über existentielle Grundfragen zu machen?*

KURZ: Zweifellos. Die gibt es. Aber auf die Frage nach der Bestimmung seines Lebens muss jeder antworten. Ob er sich die Frage stellt oder nicht. Den Fall, dass einer keine Antwort findet, mag es geben. Den Fall, dass einer keine Antwort gibt, gibt es nicht. Das Leben, das er lebt, ist seine Antwort. Und was die Bedeutung der Theologie an der Universität angeht, so ist dies zu sagen: Eine der wichtigsten Unterscheidungen, die der Mensch trifft, ist die Unterscheidung zwischen Verfügungswissen und Orientierungswissen. Man kann auch von instrumenteller und ethisch-weltanschaulicher Vernunft sprechen. Blickt man auf die Gesellschaft des Mittelalters, so entdeckt man den absoluten Vorrang der weltanschaulich-ethischen Vernunft, repräsentiert durch die Kirche. Sie beherrschte das gesellschaftliche Leben in all seinen Ausprägungen. Die instrumentelle Vernunft im Sinne von Technologie und Technik war weniger ausgeprägt. Im Blick auf die moderne Welt stellt sich der Sachverhalt genau umgekehrt dar. Auch im Blick auf die Universität.

ZSOK: *Sie meinen, dass die Erarbeitung von Verfügungswissen ganz im Vordergrund universitärer Interessen steht? Dass die naturwissenschaftliche Grundlagenforschung, die technologischen und technischen Fächer, die betriebs- und volkswirtschaftlichen Fächer im Gegensatz zu Fächern, die Orientierungswissen erarbeiten, nicht nur nachhaltig gefördert, sondern ganz im Vordergrund des binnenuiversitären und öffentlichen Interesses stehen?*

KURZ: Wer könnte das bestreiten? Genauso ist es. Und darin liegt eine große Gefahr. Nicht, dass Sie meinen, ich wollte mittelalterliche Verhältnisse wiederbeleben. Das ganz und gar nicht. Aber zunächst sollte man wissen, welche sinnvollen Ziele im Sinne der Humanisierung der Welt im Ganzen und des individuellen Einzellebens anzustreben sind. Dann sollte man Verfügungswissen erarbeiten, um diese Ziele auch zu verwirklichen. Das aber heißt: Die ethisch-weltanschauliche Vernunft ist vorrangig. Die instrumentelle Vernunft ist nachrangig. Und da hinter den Intentionen von Technologie und Technik immer schon Zielvorstellungen ihr Wesen treiben, die u.U. unbewusst und daher auch unreflektiert und daher auch unverantwortlich sind, sind wir im Begriff, in eine gefährliche Situation hineinzutreiben. Vielfach verhält es sich so: Wir tun, was wir können. Wir tun nicht, was wir sollen.

ZSOK: *Das würde bedeuten, dass wir gerade an den Universitäten Institutionen brauchen, die im Horizont weltanschaulicher Gewissheiten verantwortliches Leben in allen Dimensionen förderndes Orientierungswissen erarbeiten. Und genau dies könnte die Theologie an der Universität leisten.*

KURZ: Sie könnte es und sie sollte es und sie tut es auch. Aber sie wird viel zu wenig beachtet und gefördert. Wahrscheinlich, weil im technologischen Rausch und im Machbarkeitswahn die Bedeutung dieser Aufgabe noch viel zu wenig ins allgemeine Bewusstsein gedrungen ist.

ZSOK: *Das aber würde bedeuten, dass die zentrale Aufgabe der Theologie an der Universität dies wäre: Ethik zu betreiben, also im Blick auf das personale und soziale Ethos, die ethische Grundfrage – die berühmte Frage nach Kant – zu beantworten: Was sollen wir tun?*

KURZ: Ethik ist in meinem Verständnis etwas Vorletztes. Nicht Letztes. Ethik gründet, philosophisch gesprochen: in Weltanschauung. Theologisch gesprochen: in Religion. Ethos gründet: im Selbstverständnis und Weltverständnis. Deshalb gehören religiöse Erziehung und ethische Erziehung zwar zusammen, aber sie müssen unterschieden werden. Eine wesentliche Seite von Religion ist: Interpretation menschlicher Existenz vor einem letzten Sinn-Grund, vor Gott. Ethik und Ethos sind Folgeerscheinungen dieser Interpretation. Kurz gesagt: Religion ist fundamental. Ethik ist konsekutiv.

ZSOK: *Irgendwie leuchtet mir das ein. Aber wirklich durchsichtig wird mir der Sachverhalt erst, wenn Sie mir ein Beispiel geben.*

KURZ: Es gibt eine Fülle von Möglichkeiten, sich prinzipiell zu verstehen. Sie können sich z.B. als Zufall der Materie verstehen, aus dem Nichts kommend, im Nichts verschwindend. Sie können sich als absurde Existenz verstehen, die ihren Stein trotzig-stolz wälzt, die Götter

leugnet und das widersinnige Leben aushält. Sie können sich auch als Geschöpf Gottes verstehen, d.h. als ein Wesen, das seinen Ursprung und seine Erfüllung in Gott hat, wie er sich in Jesus Christus vorgezeigt hat. Alle diese Auslegungsformen menschlicher Existenz haben ethische Konsequenzen. Wenn ich z.B. davon ausgehe, dass alle Menschen Geschöpfe Gottes sind und alle gleich vor Gott, dann folgt daraus, dass ich den Menschen neben mir nicht foltern kann, nicht verhungern lassen kann, meine Lebensmöglichkeiten nicht auf seine Kosten steigern darf. In anderen Worten gesagt: Die schöpfungstheologische Interpretation ist fundamental, das Ethos und seine Reflexion sind konsekutiv.

ZSOK: *Lassen Sie mich jetzt so fragen, lieber Herr Kurz: Was bedeutet Ihnen Ihre Religion letztlich?*

KURZ: Ich glaube, die Antwort, die mir am meisten liegt, lautet: Schöpferische Unterbrechung. Ich war neulich in den Vereinigten Staaten. Drei Dinge haben mich besonders beeindruckt: ein Gospel-Gottesdienst am Ostersonntag, die Kirschblüte in Washington DC und Bilder von Edward Hopper. Und wenn ich es recht bedenke, haben alle drei Erlebnisse etwas mit Unterbrechung zu tun. Noch nie habe ich einen Gottesdienst von so großer Intensität religiösen Ausdrucks erlebt. Hier wird Alltag unterbrochen. Menschen zeigen, dass Leben mehr ist als Schlafen und Wachen, Malochen und Vergnügen, Essen und Trinken. Dass es von einer Wirklichkeit umfassen ist, von der wir in einem stillen Moment immer nur einen Abglanz erhaschen.

Das kann sich auch im Erlebnis der Natur ereignen. Als ich unter den tausend Kirschbäumen mit ihren Abermillionen von Blüten, die dem amerikanischen Volk von einem japanischen Bürgermeister um 1900 geschenkt wurden, spazieren ging, ist mir plötzlich Hiroshima und Nagasaki eingefallen. Hätte der amerikanische Präsident im Frühjahr 1945 – als er noch nicht Präsident war – einige Meter von seinem künftigen Amtssitz entfernt die Kirschblüte erlebt, wäre er im Herbst 1945 in seiner teuflischen Absicht bestimmt unterbrochen worden. Offensichtlich spazieren Präsidenten der Vereinigten Staaten nur ausnahmsweise unter blühenden Kirschbäumen.

ZSOK: *Und Edward Hopper, der amerikanische Maler, der, wenn ich mich recht erinnere in den 60er Jahren gestorben ist, hat für Sie in diesem Zusammenhang auch eine besondere Bedeutung. Sehe ich richtig?*

KURZ: Ja, Hopper hat von 1882 bis 1967 gelebt. Eigentlich sind seine Bilder nicht schön. Die Farben stimmen irgendwie zusammen. Aber besonders reizvoll ist die Kombination nicht. Eigentlich stimmen die Linien und die in ihnen eingeschlossenen Formen auch irgendwie zusammen, aber besonders reizvoll sind sie auch nicht. Auch die von ihm gemalten Szenen und die in sie gesetzten oder gestellten Menschen sind weder schön noch hässlich. Faszinierend ist allerdings das Zusammenspiel der genannten Teilphänomene. Dieses Spiel gewinnt seine Energie aus dem Licht, das Hopper in höchst raffinierter Weise zu malen und in Szene zu setzen versteht. Soviel zur Form. Entscheidend ist für mich der Inhalt. Ich kenne keinen Künstler, der so gekonnt, so selbstverständlich, so ausdrucksstark dies malt: die stillstehende Zeit. Den Menschen im Moment der stillstehenden Zeit. Den Moment der Ewigkeit. Schauen Sie sich das Bild „Nachtschwärmer“ von 1942, das Bild „Sonntag“ von 1926, das Bild „Blick aufs Meer“ von 1952 an. Immer dasselbe: Stillstehende Zeit. Zeit ist ja etwas, was auf uns zukommt, was uns geschenkt wird. Sie kommt aus der Zukunft auf uns zu. Wir ergreifen sie im Augenblick. Wir füllen sie. Entlassen sie in die Vergangenheit. Hopper hält dieses Fließen an. Wer eines seiner Bilder meditiert, wird vom Moment der Ewigkeit berührt. Mitten in der Banalität des Alltags. Schöpferische Unterbrechung. Erinnerung an die Tiefe. Gefühl, dass letztlich doch etwas trägt. In aller Trostlosigkeit. Überraschenderweise.

ZSOK: *Das Sommersemester 2008 wird, wenn ich richtig unterrichtet bin, Ihr letztes Semester an der Universität Gießen sein. Was haben Sie vor mit dem Rest Ihrer Zeit?*

KURZ: Im „Glasperlenspiel“ von Hermann Hesse wird der Lehrer der zentralen Figur dieses Bildungsromans beschrieben: der Musiklehrer des Magister Josef Ludi Knecht. An ihm wird

beschrieben, was es heißt, in durch und durch humaner Weise alt und älter zu werden. Natürlich ist es eine idealtypische Beschreibung. Ideale sind gleichsam wie Sterne am Himmel. Man holt sie nicht auf die Erde. Aber sie zeigen die richtige Richtung an. Die Prinzipien des idealen Alt- und Älterwerdens, die Hesse an der Gestalt des Musikmeisters aufzeigt, sind: Einfachheit, Gelassenheit und Heiterkeit. Kein größeres Geschenk kann der alte Mensch dem jungen Menschen machen als dies: ihm zu zeigen, wie man gelassen, in einer gewissen Heiterkeit, in Würde alt wird. Ich hoffe, das gelingt mir auch ein wenig.

Ansonsten will ich noch dies: denken, lesen, schreiben, musizieren, Beziehungen pflegen, Gespräche führen. Gelegentlich durchs Gebirge wandern oder über den Athos. Das ist das Wichtigste. Vielleicht gebe ich unserem Institut für Logotherapie und Existenzanalyse zusammen mit unseren Mitarbeitern noch einmal eine besondere Form. Vielleicht baue ich unseren kleinen Verlag „Lebenskunst“ aus. Das aber ist nicht so wichtig.

ZSOK: Geschätzter Herr Professor Kurz, ich danke Ihnen sehr für dieses lange und hochspannende Gespräch.
